

Vorfreude auf Franziskus

Slowaken erwarten jubelnd den Papst-Besuch

Was Papst Franziskus beim Auslands-Besuch kommende Woche erwartet, davon konnte er sich bei der jüngsten Generalaudienz überzeugen: Eine nach Rom gereiste Gruppe junger Slowaken, unverkennbar durch die mitgebrachte große Landesfahne, jubelte ihm lautstark zu. ▶ Seite 2/3



Foto: KNA

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de



Umstieg

57 Jahre lang reisten Päpste mit der Fluggesellschaft Alitalia. Nun wird der Konzern aufgelöst. Nach seiner Reise in die Slowakei muss Franziskus wie alle Passagiere auf ITA umsteigen. ▶ Seite 7

Solidarität

„Welch eine Zerstörung! Was für eine Not!“, klagte Bischof Georg Bätzing beim Gottesdienst für die Flutopfer. Auch andere Kirchenvertreter und zahlreiche Politiker bekundeten Solidarität mit den Betroffenen. ▶ Seite 4



Früchteteppich

Voriges Jahr musste er wegen Corona ausfallen, nun gibt es wieder einen: Der Früchteteppich von Sargenzell zeigt diesmal Daniel in der Löwengrube. ▶ Seite 19

Gründer

Die Prämonstratenser haben heute rund 1300 Mitglieder. Gegründet hat den Orden vor 800 Jahren Norbert von Xanten. Aus seinem Leben erzählen Ausstellungen in Roggenburg und Magdeburg. ▶ Seite 18



Einzigartig

Wie eine Ruine und weniger wie ein Gotteshaus wirkt die Burchardi-Kirche in Halberstadt. Erst auf den zweiten Blick gibt sie sich als Heimat eines einzigartigen Projekts zu erkennen: Hier wird John Cages „As slow as possible“ als längstes Orgelstück der Geschichte interpretiert. Mehr als sechs Jahrhunderte soll es erklingen. ▶ Seite 20/21

Leserumfrage

Der Papst reist in Kürze nach Ungarn und in die Slowakei (Seite 2/3). Der Besuch in Ungarn ist umstritten – die Flüchtlings- und die Gesellschaftspolitik des Landes stehen der Kritik. Ist der Zeitpunkt unglücklich gewählt oder braucht es gerade jetzt ein päpstliches Zeichen der Solidarität mit Ungarns Katholiken?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

VOR DEM PAPSTBESUCH

Barock und Plattenbau

Zwischen Tradition und Moderne: Kirche in der Slowakei ringt um Identität

BRATISLAVA – Papst Franziskus hat keine Eile: Für seinen Besuch in der Slowakei nimmt sich der Pontifex fast vier volle Tage Zeit. Vom 12. bis 15. September führt ihn sein Weg erneut „an die Ränder“. Und zur Schmerzhaften Muttergottes von Šaštín, wo einer seiner Vorgänger bereits mehrmals zu Gast war.

Vojtěch Horváth lackiert mit weißer Farbe die hölzerne Fensterbank eines großen Rahmens am Kreuzgang der Klosterbasilika. Der 64-jährige Maler trägt Sorge, dass eine der berühmtesten Kirchen des Landes zur Visite des Papstes am 15. September frisch getüncht da steht. Das ist Ansporn genug für den ehrenamtlichen Handwerker. Doch auch der Prior der Basilika von Šaštín, Paulinerpater Martin Lehončák, lobt seinen Helfer.

Gekleidet in einen weißen Habit, ist der Ordensmann für die bedeutende Marienkirche im Erzbistum Bratislava (Pressburg) verantwortlich. Vor seinen Besuchern vom deutschen Osteuropa-Hilfswerk Renovabis präsentiert er stolz, wenn auch noch etwas außer Atem von seinem Gang in den Gewölbekeller des Konventgebäudes, eine kunstvoll gearbeitete Replik des Gnadenbilds: eine gekrönte Pietà. Die Gebetsanrufungen zur Schmerzhaften Muttergottes von Šaštín haben über Jahrhunderte den Menschen Trost gespendet.

Von Kaiserin gegründet

Der Ort nahe am Dreiländereck Österreich-Tschechien-Slowakei hieß vor 350 Jahren noch „Maria Schoßberg“. Damals entstand hier eine Wallfahrt zu den Sieben Schmerzen Mariens. Den zugehörigen Weiler hatte die Habsburgerkaiserin Maria Theresia aufgrund vieler Wunderheilungen als Gebetsstätte gegründet.

Bis auf den Namen hat sich daran nichts geändert: Aus der Westslowakei, aus Tschechien und aus Polen strömen die Menschen zur Schmerzensmutter. Marienfrömmigkeit ist sowohl für griechisch-katholische, mit dem Papst unierte Christen des ostkirchlichen Ritus wie auch für den Großteil der römisch-katholischen Gläubigen Bekenntnis und Ehrensache.



▲ Pater Martin Lehončák, Prior der Basilika von Šaštín, präsentiert eine Replik des Gnadenbilds. Foto: Renovabis



▲ Erzbischof Stanislav Zvolenský ist Vorsitzender der Slowakischen Bischofskonferenz. Fotos: KNA (3)

Auch päpstlicher Besuch ist für das abgelegene Dörfchen mit der mächtigen barocken Kirchenanlage nichts Neues. Johannes Paul II. kam dreimal hier: in den Jahren 1990, 1995 und 2003. Nun bildet Šaštín in wenigen Tagen die letzte Station der Reise von Franziskus, der hier mit mehr als 100 000 Wallfahrern beten möchte.

So ein Besuch ist selbstverständlich eine nationale Angelegenheit. Das war auch Zuzana Čaputová,

der 48-jährigen Präsidentin der Slowakei, bewusst, als sie den Papst in ihr Heimatland einlud. Dass dann Franziskus auch kommen würde, war allerdings doch überraschend. Čaputová empfängt den Gast am 13. September mit allen Ehren im Goldenen Saal ihres Präsidialsitzes, dem Palais Grassalkovich in Bratislava.

Martin Strižinec, der Pressesprecher der Präsidentin, zeigt der Delegation aus Deutschland die repräsentativen Räumlichkeiten am

Rande der Altstadt. Das Protokoll sieht für diese offizielle Begegnung mit dem Papst nur wenige Minuten vor.

Im Park vor dem Amtssitz der Präsidentin wird der Pontifex nachmittags hunderte ehrenamtliche Vertreter aus kirchlichen Vereinen, der Zivilgesellschaft und von Nichtregierungsorganisationen treffen, die sich um das Wohl der Menschen in ihrem Land verdient gemacht haben.

Sein Besuch in der Slowakischen Republik steht unter dem Leitwort „Mit Maria und Josef auf dem Weg zu Jesus“. Um Nächstenliebe und Solidarität aller Menschen miteinander und ein gutes Leben für alle in der Achtung vor der Schöpfung geht es dem Papst vor allem.

Gerecht und fürsorglich

Das Motto fügt sich in das „Jahr des heiligen Josef“ ein, das der Papst ausgerufen hat. Josef gilt als Schutzpatron der Kirche und wird als ein gerechter und fürsorglicher Mann verehrt. Neben ihm nennt das Leitwort seine Verlobte, die in der Slowakei seit Generationen als „Schutzpatronin der sieben Schmerzen“ verehrt wird.

Stanislav Zvolenský, der Erzbischof von Bratislava und Vorsitzende der Slowakischen Bischofskonferenz, fasst das Thema so zusammen:



In der barocken Klosterbasilika von Šaštín wird seit Jahrhunderten die Schmerzhaften Muttergottes verehrt.



▲ In der Siedlung Luník IX leben mindestens 5000 Roma unter oft elenden Bedingungen. Foto: Imago/Markus Heine

„Maria und Josef führen uns auf den Weg zu Jesus. Sie führen uns Menschen dazu, die Spuren seiner Gegenwart in unserem Leben, in den tiefsten Sehnsüchten unserer Herzen, zu erkennen.“

Solche Botschaften könnten den Eindruck erwecken, die gut zwei Drittel Katholiken unter den knapp 5,5 Millionen Slowaken lebten in einer heilen Welt der Kirche. Tatsächlich ist die Volkskirche noch weitgehend intakt, die Menschen pflegen – gerade auf dem Land – einen traditionellen Glauben.

Im städtischen Umfeld, etwa in der Hauptstadt, sprechen Religionssoziologen und Pastoraltheologen von einer Entfremdung der Kirche von aktuellen gesellschaftlichen Strömungen. Hier würden einzelne, aber wachsende Gruppierungen vom „Mainstream der Konservativen“ nicht mitgenommen, kritisieren sie.

Säkularismus und Konsum

Für die Zukunft müsse die Kirche erst noch ihren Weg finden. Hinter ihr liegt eine Berg- und Talfahrt. Verfolgung und erzwungener Untergrund im Kommunismus prägten die slowakische Kirche ebenso wie die darauf folgende, von Säkularismus und Konsum bestimmte Periode zwischen 1991 und 2010. Der Prozess dauert bis heute an.

Viele nicht erfüllte Hoffnungen an Europa bis hin zu den aktuellen Corona-bedingten Einschränkungen persönlicher Kontakte kennzeichneten das gesellschaftliche Umfeld, in dem sich Kirche artikulieren und handeln müsse – und auch wolle, sagt der Vorsitzende der Bischofskonferenz.

Mit ihm und seinen Mitbrüdern gehe es dem Papst darum, das „Ringeln mit der modernen Welt um die eigene Identität, um einen ‚Slowaki-

schen Weg‘, angemessen aufzuarbeiten“. Franziskus jedenfalls will mit seinem Besuch Solidarität stiften und die Menschen zu einer Fortsetzung des Erneuerungsprozesses ihrer Ortskirche mit ost- und westkirchlichen Facetten ermutigen.

Gleichzeitig geht der Pontifex, wie schon so oft, „an die Ränder“. Nahe der ostslowakischen Stadt Košice besucht er die berühmt gewordene Roma-Siedlung Luník IX. In dem heruntergekommenen Plattenbau-Stadtteil aus den 1970er Jahren leben Tausende Mitglieder der Roma-Minderheit unter größtenteils elenden Lebensumständen.

Heute sind in Luník IX noch mindestens 5000 Roma zu Hause. Häufig teilen sich 20 Menschen in den 12- bis 14-stöckigen Blocks eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Einige Bewohner leben inzwischen in Zelten. Ihnen wurden ihre ehemaligen Behausungen genommen: Politiker hatten sich eingebildet, die Anzahl der Bewohner des sozialen Brennpunkts verringern zu können, indem sie einfach Häuser abreißen ließen.

In der gesamten Ostslowakei leben Roma am Rand der Städte und Gemeinden – isoliert von der slowakischen Bevölkerung. Begegnungen mit der Volksgruppe werden allzu oft als problematisch empfunden.

Für Bildungsmaßnahmen

Die Kirche dagegen achtet die Roma als „Kinder Gottes“ und ist bemüht, sie zu integrieren. So haben die Salesianer Don Boscos in den zurückliegenden 25 Jahren – mit finanzieller Hilfe etwa von Renovabis – in Košice, aber auch andernorts, nachhaltig geholfen. Rund 300 000 Euro wurden allein in Luník insbesondere für Bildungsmaßnahmen zugunsten der Romabevölkerung investiert. *Thomas Schumann*

FRANZISKUS FEIERT MESSE

Für „Öffnung zur Welt“

Kommunionkinder beim Eucharistischen Kongress

BUDAPEST – Ein überdimensionales Kreuz aus 64 mit Drohnen gebildeten Lichtpunkten markierte kürzlich den Schlusspunkt des Feuerwerks über der Donau in Budapest zum ungarischen Staatsfeiertag. Ministerpräsident Viktor Orbán betont bei jeder Gelegenheit die christliche Identität des Landes. Nun ist von 5. bis 12. September der 52. Eucharistische Weltkongress in Budapest zu Gast. Für dessen Abschlussmesse kommt sogar Papst Franziskus zu einem Kurzbesuch.

Zu einer kirchlichen „Öffnung zur Welt“ und einer Stärkung des Glaubens soll das Treffen beitragen, betonte der Budapester Kardinal Péter Erdő mehrfach. Die alle paar Jahre in einer anderen Metropole stattfindenden Internationalen Eucharistischen Kongresse (IEC) sollen das Verständnis und die Verehrung des Sakraments in der Orts- und Weltkirche fördern und vertiefen. Zudem bringt das geplante Programm in Budapest zum Ausdruck, dass zwischen Frömmigkeit und karitativem Wirken ein untrennbarer Zusammenhang bestehe.

Das wird bereits zum Auftakt deutlich: Eröffnet wird das Treffen an diesem Sonntag mit einem vom Vorsitzenden des Rates der europäischen Bischofskonferenzen, Kardinal Angelo Bagnasco, geleiteten großen Gottesdienst auf dem Budapester Heldenplatz. 1200 Kommunionkinder werden dabei zum ersten Mal die Eucharistie empfangen. Schon vorab organisieren die Kongressveranstalter ein Mittagessen für Obdachlose.

Einer der Schlusspunkte ist am Abend des 11. September ein Gottesdienst mit Kerzenprozession, die vom Platz vor dem Parlament zum Heldenplatz führt. Dazu wird auch der orthodoxe Ökumenische Patriarch Bartholomaios I. erwartet. Tags darauf kommt Franziskus in Budapest an und feiert den Abschlussgottesdienst des Kongresses, bevor er nach Bratislava weiterreist. Es ist das ers-

te Mal seit dem Jahr 2000, dass ein Papst persönlich am IEC teilnimmt.

Für die Tage des Kongresses hat Ungarns Regierung die Corona-Zugangsbeschränkungen zu Massenveranstaltungen aufgehoben. Staatssekretär Zoltán Kovács sprach zuletzt von rund 100 000 Menschen, die sich dann in Budapest treffen werden. Wie groß die Zahl internationaler Teilnehmer sein wird, bleibt abzuwarten.

Aus der Weltkirche erwartet werden neben Kurienerzbischof Piero Marini mehrere Kardinäle, etwa Louis Raphael Sako (Bagdad), Dominik Duka (Prag) und Jean-Claude Hollerich (Luxemburg). Auch Ungarns Präsident János Áder gibt ein Glaubenszeugnis.

Messe in Ostkirchen-Ritus

Neben einem Gottesdienst in Lovara-Romanes, dem Dialekt der Roma und Sinti, finden weitere besondere Liturgien etwa in der Stephansbasilika statt. Dort feiert der melkitische griechisch-katholische Patriarch von Antiochien und Alexandrien, Yousif Absi, am 8. September eine Messe im byzantinischen Ritus.

Zum Programm gehören auch eine Jugendveranstaltung in der Sportarena und ein Familientag auf der Margaretinsel. Auf dem Platz vor der Stephansbasilika erwarten Besucher während der Kongressstage Kulturveranstaltungen, darunter eine Buchwoche und eine Bühne mit landestypischer Musik und Podiumsgesprächen. Die Weltkongresse finden seit 1881

an wechselnden Orten in zuletzt vierjährigem Abstand statt.

*Andreas
Gutenbrunner*



In Budapest wird Papst Franziskus die Abschlussmesse des Eucharistischen Weltkongresses feiern.

Kurz und wichtig



Auszeit beendet

Der Speyerer Bischof Karl-Heinz Wiesemann (61; Foto: KNA) hat nach einer siebenmonatigen Abwesenheit seine Amtsgeschäfte wieder aufgenommen. Seit Februar hatte er aus gesundheitlichen Gründen eine Auszeit genommen. Die Genesung habe mehr Zeit erfordert, als er sich „am Anfang gedacht und innerlich zugestanden“ habe, betonte der Bischof in einem Schreiben an die Katholiken und Mitarbeiter im Bistum. „Vieles war mir in dieser Zeit der Krise unserer Kirche so sehr zu Herzen und an die Nieren gegangen, dass ich darunter krank geworden bin“, fügte er hinzu.

Papst spendet für Haiti

Papst Franziskus spendet 200.000 Euro für die Hilfe im Erdbebengebiet Haitis. Das Geld wird an jene Diözesen verteilt, die am meisten von der Katastrophe betroffen sind. Diese sollen es an die notleidende Bevölkerung weiterleiten. Die Spende sei ein „Zeichen der geistlichen Nähe“, hieß es aus dem Vatikan. Bereits einen Tag nach dem verheerenden Beben vom 14. August hatte Franziskus die internationale Gemeinschaft aufgefordert, Haiti beizustehen. Bei dem Beben starben mindestens 2.200 Menschen, mehr als 12.000 wurden verletzt.

Vorurteile abbauen

Eine neue Kampagne würdigt den Wert von Behindertenwerkstätten und will Vorurteile gegen diese Einrichtungen abbauen. „Das Klischee, Werkstattarbeit sei monoton und anspruchslos, hält sich zäh“, heißt es auf der Kampagnen-Homepage www.werkstatt-ist-mehr.de. Dabei sei diese Arbeit „mehr als ein Job“ – so lautet auch der Titel der Kampagne. Werkstätten leisteten pädagogische, therapeutische und pflegerische Unterstützung, um Menschen mit Behinderungen ganzheitlich in die Gesellschaft einzugliedern und ihnen Teilhabe am Arbeitsleben zu ermöglichen.

„2G“-Gottesdienste?

Nach der Einführung neuer Corona-Regeln in Hamburg könnte es dort bald auch Gottesdienste ausschließlich für Geimpfte und Genesene geben. „Die Gemeinden diskutieren das schon“, sagte Beate Bäumer vom Erzbistum Hamburg. Die Letztentscheidung bleibe den Pfarreien überlassen. Aber das Erzbistum werde gewisse Handlungsanweisungen geben, kündigte die Leiterin des Katholischen Büros Hamburg an. So solle nicht gerade der Hauptgottesdienst am Sonntagmorgen als „2G-Gottesdienst“ deklariert werden, sondern zum Beispiel ein Gottesdienst am Sonntagabend. „Eingebettet sollte dies in viele andere Angebote sein, zu denen dann alle kommen können.“

Neuer Feiertag

Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj will den Jahrestag der Christianisierung des Landes zum arbeitsfreien Feiertag machen. Der 28. Juli solle künftig als „Tag der ukrainischen Staatlichkeit“ begangen werden, sagte Selenskyj am 30. Jahrestag der ukrainischen Unabhängigkeitserklärung. Einen entsprechenden Gesetzentwurf legte er dem Parlament vor.



▲ Am ökumenischen Gottesdienst für die Opfer der Flutkatastrophe im Aachener Dom nahm auch Bundeskanzlerin Angela Merkel (Zweite von links) teil. Foto: KNA

GOTTESDIENST IN AACHEN

„Welch eine Zerstörung!“
Staat und Kirchen gedenken der Flutopfer

AACHEN (KNA) – Im Aachener Dom hat am vorigen Samstag ein ökumenischer Gottesdienst mit rund 180 Betroffenen und Hilfskräften stattgefunden. Staat und Kirchen gedachten dort gemeinsam der Flutopfer.

Zu den Teilnehmern zählte die gesamte Staatsspitze einschließlich Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) und die Regierungschefs der beiden besonders betroffenen Bundesländer, die rheinland-pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD) und ihr nordrhein-westfälischer Amtskollege Armin Laschet (CDU). Im Anschluss hielt Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier eine Rede. Er bekundete den Menschen, die Angehörige verloren haben, sein tiefes Beileid.

Steinmeier gedachte auch der Flutopfer in den Nachbarländern: „Wir trauern heute mit ihnen.“ Die Fluten hätten alles mitgerissen: Menschen, Häuser, Brücken, Straßen, Schulen, Rathäuser, Kirchen, Friedhöfe. Das Unglück habe sich in einem Moment ereignet, „als wir hofften, dass wir die Pandemie endlich unter Kontrolle bekommen würden. Aber dann kam eine neue Katastrophe hinzu.“

Der Bundespräsident dankte für die „überwältigende Hilfsbereitschaft“. Einsatzkräfte von Feuerwehr, DLRG, Polizei, Rotem Kreuz, Bundeswehr und Technischem Hilfswerk hätten bis zur vollkommenen Erschöpfung geholfen. Sein Dank gelte auch Bürgermeister, Verwaltungsmitarbeitern und den vielen freiwilligen Helfern und Spendern.

Steinmeier würdigte, dass die Bundesregierung „einen Hilfsfonds in

nie dagewesener Höhe“ beschlossen habe. Das Geld müsse jetzt schnell fließen. Die Menschen in den Katastrophengebieten brauchten aber auch dann Hilfe, wenn die Fernsehkameras abgebaut sind und andere Nachrichten die Schlagzeilen beherrschen.

„Welch eine Zerstörung in so kurzer Zeit! Was für eine Not!“, klagte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing, in seiner Predigt. „Trauer um die verlorenen Menschen braucht Zeit, und es braucht unfassbar viel Kraft für Wiederaufbau und Neubeginn.“ Tröstlich seien hilfsbereite „Hände, die Menschen aus ihren Häusern gerettet haben; Hände, die festhalten und umarmen, wenn Tränen fließen; Hände, die zupacken, Schutt und Dreck wegräumen“.

„Gott war da“

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, sagte in seiner Predigt: „Gott war da, mitten in den Fluten. Aber nicht als der, der auf den Flutknopf gedrückt hat, sondern als der, der mit den Opfern geschrien hat, der mit ihnen gelitten hat.“

Der Gottesdienst fand auf Einladung von Bätzing, Bedford-Strohm und dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, Erzpriester Radu Constantin Miron, statt. Zur Trauerfeier kamen neben weiteren christlichen Repräsentanten auch Vertreter jüdischen und muslimischen Glaubens. Aus Luxemburg war Kardinal Jean-Claude Hollerich angereist.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 33

War der Abzug der Nato aus Afghanistan richtig – trotz der Gefahr einer Taliban-Herrschaft?

14,9 % Der Auftrag der Bundeswehr war erfüllt. 20 Jahre Einsatz sind genug!

33,3 % Der Truppenabzug war verfrüht, die Lage dafür zu unsicher.

51,8 % Der ganze Einsatz war zum Scheitern verurteilt – das ist jetzt klar.

MEIST MIT BLUMENGRÜSSEN

Gemeinden sind ein Geschenk

Pfarrer Audrius Micka aus Litauen wirkt seit zehn Jahren als Seelsorger im Engadin

Das Engadin gilt als Schatztruhe der Schweiz. Hohe Berge, tiefe Seen, bodenständige Bewohner und St. Moritz als Wiege des Jetsets – eine Landschaft wie aus dem Bilderbuch. Und so ist auch er, der katholische Pfarrer von St. Moritz: Audrius Micka, 38 Jahre alt, aus Kaunas in Litauen. Seit zehn Jahren dient er seinen Gemeinden, die bis an die Grenze nach Italien reichen. Für gläubige Touristen gehören die Gottesdienstbesuche zum Pflichtprogramm, die Promis laden ihn nach Hause ein und den Altenheimbewohnern schenkt er Blumen und Schokolade.

„Ich bin der beste Kunde bei den St. Moritzer Floristen. Auf eigene Rechnung“, sagt er. „Mein Besuch ist kurz, doch die Blumen bleiben.“ Die Kirchengemeinden sind für ihn ein Geschenk. „Dafür verzichte ich gerne auf eine eigene Familie.“

Micka und seine Gemeinden gehören zusammen. Die Bindung begann vor zehn Jahren, als er die Stelle als junger Priester im Pfarrhaus von St. Moritz antrat. Deutsch hat er bei den Jesuiten in Rom gelernt. „Dort wohnte ich für drei Jahre, als ich an der Päpstlichen Universität Gregoriana studierte. Das tägliche Leben geschah auf Deutsch“, erinnert er sich.



▲ Für Pfarrer Audrius Micka bedeuten Namen nicht viel: „Die Schauspieler und Industriellen hier kenne ich meist gar nicht“, sagt er über seine Gemeindebesuche.

Als Priester mit zwei Kaplänen dient er heute in sechs Gemeinden mit rund 4600 Katholiken. Bis zu 50 Ministranten gehören zu seinen Pfarreien. Mehr als die Hälfte von ihnen sind Portugiesen: Die Eltern arbeiten im Tourismussektor. Es hat sich herumgesprochen, dass der Gourmet leidenschaftlich gerne mit den jungen Leuten kocht. Alle zwei Jahre reist er gemeinsam mit ihnen nach Rom oder in den Europapark nach Rust.

Prominente, die Ferienhäuser im Engadin haben, kommen mit Freude zu ihm in die Messe. Sie laden ihn zum Gespräch ein. Und er kommt, mit Blumen für die Gastgeberin. „Die Schauspieler und Industriellen kenne ich meist gar nicht“, sagt Micka. Oft erfährt er erst im Gespräch, wen er besucht. Aber für ihn ist das nicht wichtig, denn „alle Menschen sind gleich“. Das hat er am eigenen Leib erfahren, als er die Pfarrei übernahm. „Ich habe mich

keinen Moment als Ausländer gefühlt“, betont der Litauer.

Er interessiert sich für Familiengeschichten, hört zu, nimmt Anteil. „Auch wenn die Gäste nur ein bis zwei Wochen vor Ort weilen, möchten sie den Kontakt zum Pfarrer.“ Er geht in die Altenheime als Seelsorger, Gesprächspartner und Zuhörer.

Trost am Telefon

Während der Pandemie hat er angefangen, die Gemeindemitglieder anzurufen. „Die Ältesten zuerst. Ich wollte hören, wie es ihnen geht. Viele hatten große Angst, fürchteten um ihr Leben.“ Er versuchte, zu beruhigen, mit Worten des Trosts und der Hoffnung. Manchmal dauerten einzelne Telefonate zwei bis drei Stunden. Es sprach sich herum, dass der Pfarrer gerne telefoniert. „Bei mir haben Sie noch nicht angerufen!“, hörte er oft. „Es dauerte, doch war es mir wichtig, mit jeder und jedem zu sprechen und Zuversicht zu spenden.“

Das hat Pfarrer Micka geschafft. „Wir hoffen, dass er niemals von hier weggeht“, bekräftigt Susi Wiprächtinger, Präsidentin der St. Moritzer Kirchengemeinde St. Mauritius. Sie spricht das aus, was viele andere Gläubige denken. *Sabine Ludwig*



▲ Der Schweizer Ort St. Moritz im Engadin gilt als Ski-Paradies und Heimat des Jetset.

Fotos: Ludwig

Info

Gunter Sachs zahlte Kirchensanierung

Auf der Natureisbobbahn von St. Moritz, der ältesten und einzigen der Welt, gewann 1959 der Schweinfurter Gunter Sachs den Junioren-Europameister-Titel im Zweierbob. 1969 übernahm der schwerreiche Industriellensohn das Präsidium des örtlichen Bobsleigh-Club bis zu seinem Tod 2011. Die Einbürgerung von Sachs und seinem Bruder Ernst Wilhelm in den 1970er Jahren brachte dem kleinen Bergdorf Surcuolm einen wahren Geldsegen. Noch heute wird erzählt, dass die zwei schwerreichen Deutschen gleich zu Beginn 100 000 Franken für die Sanierung der örtlichen Kirche locker machten. Auch die Steuereinnahmen stiegen durch die beiden Neubürger ordentlich an. *sl*



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat September

... dass wir alle mutige Entscheidungen für einen einfachen und umweltbewusst nachhaltigen Lebensstil treffen und uns über die jungen Menschen freuen, die hierin ganz entschieden leben.



DANTE UND CARAVAGGIO

Vatikan-Briefmarken zu Gedenktagen

ROM (KNA) – Mit sieben neuen Briefmarken erinnert die Post des Vatikanstaats an mehrere aktuelle und historische Ereignisse. Die Postwertzeichen erscheinen am 8. September, teilte das vatikanische Postamt mit. Zwei Marken (1,10 Euro und 1,15 Euro) würdigen den Internationalen Eucharistischen Kongress vom 6. bis 12. September in Budapest. Zu dessen Schlussmesse reist Papst Franziskus in die ungarische Hauptstadt.

Weitere Briefmarken erinnern an den 700. Todestag des Dichters Dante Alighieri (1265 bis 1321), den 450. Geburtstag des Malers Michelangelo Merisi da Caravaggio (1571 bis 1610), die Gründung der Katholischen Universität Sacro Cuore vor 100 Jahren sowie das 300-jährige Bestehen des Passionisten-Ordens. Ein eigenes Aero-gramm gedenkt des 400. Todestags des Jesuiten und Reformtheologen Roberto Bellarmin (1542 bis 1621).

Zu allen Marken verwendet das vatikanische Postamt für eine begrenzte Zeit entsprechende Sonderstempel. Zu erwerben sind die Marken in den Poststellen des Vatikans oder über Bestellung gegen Vorkasse.

Als Emeritus die Stufen hinauf

Vatikaner einig: Franziskus muss Rücktritt vom Papstamt genauer regeln

ROM – Seit dem Rücktritt Benedikts XVI. (2005 bis 2013) warten Experten auf eine genauere Regelung für einen solchen Schritt. Zuletzt gab es etliche Spekulationen. Früher oder später muss Papst Franziskus die Frage klären.

Das letzte Vatikan-Gerücht des diesjährigen Sommerloch: Zu seinem 85. Geburtstag am 17. Dezember tritt Franziskus zurück. Ein Grund sei seine Darm-OP im Juli. Außerdem plane er, den Status zurückgetretener Päpste zu regeln.

An den Gerüchten zur Abdankung des Argentiniers ist nichts dran. Doch eine Regelung zu Art und Weise eines Rücktritts des Pontifex und dessen anschließendem Status könnte kommen. Franziskus lässt daran wahrscheinlich tatsächlich arbeiten.

Dass ein Papst zurücktreten kann und welche Bedingungen dafür erfüllt sein müssen, regelt das Kirchenrecht in Kanon 332: Der Amtsverzicht muss frei geschehen und hinreichend kundgetan werden. Annehmen muss ihn niemand. An diese Vorgaben hat sich Benedikt XVI. im Februar 2013 gehalten. Die Art seines Rücktritts hingegen – am 28. Februar um 20 Uhr in Castel Gandolfo – und seinen Status als „Papa emeritus“ hatte er mit Vertrauten eher improvisiert.

Nahezu alle Experten sind sich aber einig, dass dazu ein Gesetz kommen muss. Und auch wenn Franziskus den „Papa emeritus“ gelegentlich eine eingeführte Institution nannte, ist ihm klar: Das muss genauer geregelt sein. Nach Einschätzung von Kirchenrechtlern könnte er durch einen Erlass das geltende Papstwahldekret ergänzen. Dann würde die 1996 von Johannes Paul II. veröffentlichte Konstitution „Universi Dominici Gregis“ auch den Rücktritt des Kirchenoberhaupts betreffen.

Franziskus wollte so etwas wohl nicht gleich zu Beginn seines Pontifikats entscheiden und lieber abwarten: Wie wird der „Papa emeritus“ öffentlich wahrgenommen? Wie verhält er sich? Gruppieren sich Fraktionen um ihn?

Wenn er sich dann aber entscheidet: Was genau wird er regeln? Bisher muss ein Papst-Rücktritt frei erfolgen – also ohne Druck und bei klarem Verstand. Was aber, wenn der Amtsinhaber infolge eines Unfalls, Attentats, einer Krankheit dazu nicht in der Lage ist? Die bisherige Regelung, derzufolge der Apostolische Stuhl dann „gehindert“ ist (sede impedita), ließe sich genauer fassen.

Außerdem: Wird ein Papst, falls er zurücktritt, wieder Kardinal? Manche befürworten das. Andere sagen, das geht nicht: Das Kardinalat ist kein Amt, sondern eine Würde, die

ein zum Papst Gewählter verliert. Bischof bleibt er indes.

Trägt aber der Altbischof von Rom weiterhin Weiß – oder besser Schwarz? Ein Vorschlag zu einem möglichen Rücktritts-Ritus führt genau diesen Farbwechsel vor Augen. Bereits 2015 skizzierte der vatikanische Kirchenrechtler Markus Graulich eine entsprechende Vesperfeier: Zum Abendgebet der Kirche versammelt der Noch-Papst sich mit Kardinälen, Bischöfen und anderen Gläubigen im Petersdom. Am Ende der Feier steigt er in die „Confessio“ hinab.

Dort, am Grab des Apostels Petrus, erklärt er noch einmal „mit voller Freiheit, zum Wohl der Kirche auf das Amt des Bischofs von Rom zu verzichten“. Er legt seine Insignien ab: Pallium, Hirtenstab und Fischerring. Anschließend zieht er die weiße Soutane aus und eine schwarze über. Als Papst zum Apostelgrab hinabgestiegen, kommt er als emeritierter Bischof von Rom die Stufen wieder hinauf.

Kaum Gefahr der Spaltung

Danach wird er sich zwar öffentlich zurückhalten; einen „Maulkorb“ muss er sich nicht verpassen. Je klarer der Status ist, desto weniger besteht die Gefahr, dass sich Kritiker des neuen Papstes um den früheren scharen.

Wo der Altbischof von Rom dann leben wird? Von Paul VI. heißt es, auch er habe sich mit Rücktrittsgedanken befasst und in dem Fall in die Benediktinerabtei von Montecassino ziehen wollen. Ob ein Altbischof von Rom in einem abgeschiedenen Kloster lebt oder in den Vatikanischen Gärten – der Zugang wird kontrolliert werden.

Wann schließlich ist eine solche Regelung durch Franziskus zu erwarten: Vor oder nach dem Tod seines Vorgängers? Zwischen Pietät und Dringlichkeit wird er sicherlich abwägen.

Roland Juchem



Franziskus besucht Benedikt XVI. im Juni 2015 im Kloster „Mater Ecclesiae“.

Foto: KNA

DIE WELT



LETZTE REISE MIT ALITALIA

Papstwappen auf dem Sitz

Italiens nationale Fluggesellschaft stellt Betrieb ein: Auch Pontifex muss umsteigen

ROM – Eine Ära geht zu Ende: Über ein halbes Jahrhundert lang flog Italiens Fluggesellschaft Alitalia Päpste in alle Welt. Franziskus' Reise nach Budapest und in die Slowakei Mitte des Monats wird die letzte sein. Dann kommt ITA.

Es war stets ein erhebender Moment, im Morgengrauen die Treppe hinauf das Flugzeug zu besteigen, das den Papst zu einer Reise mitnehmen sollte. Etliche im Journalistentross, der gut eine Stunde vor dem Papst die Maschine bestieg, warfen dann einen Blick auf das meterhohe Seitenleitwerk. Vor dem Dunkel des Himmels hob sich strahlend die frisch gewaschene grün-weiß-rote Kontur ab – Markenzeichen von Italiens staatlicher Fluggesellschaft Alitalia.

Das Image und vor allem die wirtschaftlichen Zahlen der Airline indes sind schon seit über zwei Jahrzehnten alles andere als strahlend. Immer wieder stand die Alitalia vor dem Aus, vor Verkauf oder massiver Umstrukturierung. Nun wird die historische Alitalia offiziell aufgelöst. Am 15. Oktober beginnt die Nachfolgerin ITA ihren Betrieb.

Ende einer langen Ära

Schon einen Monat vorher geht eine andere, 57jährige Ära zu Ende: die päpstlichen Reisen mit der Alitalia. Der Besuch von Franziskus vom 12. bis 15. September in Budapest und der Slowakei wird die 171. und auch letzte Papstreise mit Italiens nationaler Fluggesellschaft sein.

Begonnen hatte es vor über einem halben Jahrhundert mit der ersten internationalen Reise Pauls VI. ins Heilige Land im Januar 1964. Seither beförderte Alitalia vier Päpste auf alle Kontinente. Transfers vor Ort und die Rückflüge nach Rom wurden meist von Gesellschaften



▲ Auch bei seiner Irakkreise flog Franziskus mit Alitalia: Am 5. März landete die Maschine mit dem Papst in Bagdad. Foto: KNA

der Gastländer durchgeführt. In der Slowakei übernimmt indes auch Alitalia Binnen- und Rückflüge.

Brach der Papst von Roms Hauptflughafen Fiumicino auf, stellte Alitalia stets zwei Maschinen zur Verfügung; nur für den Fall, dass bei einer wider Erwarten plötzlich eine Panne auftreten sollte. Traditionelle Flugnummer der päpstlichen Alitalia-Flüge ist AZ4000.

Gegründet worden war Alitalia – der Name bedeutet so viel wie „Flügel Italiens“ – 1946 in Rom; Hauptstützpunkt und Unternehmenssitz ist Fiumicino. Für das Unternehmen war es stets eine Ehre und Werbung, den Papst fliegen zu dürfen. So schmückte das Kopfteil jedes Sitzes ein mit Airline-Logo und Papstwappen besticktes Tuch; das Essen war eher Business als Economy. Wobei päpstlicher und journalistischer Reisetross ihre Flüge selbst zahlten – und das war nicht billig.

An die Stelle von Alitalia tritt nun die neue Fluggesellschaft ITA (Italia Trasporto Aereo). Sie startet ohne die Last staatlicher Milliardenbeihilfen, mit der Rom die Alitalia seit Jahren am Leben hielt. Im August erst erteilte die Zivilluftfahrtbehörde der neuen staatlichen Airline die Betriebslizenzen.

ITA ist kleiner als ihre Vorgängerin. Verfügt Alitalia aktuell noch über 89 Maschinen, startet ITA im Oktober mit 52: 45 Mittelstreckenmaschinen und sieben Großraumflugzeugen. 2022 soll die Flotte auf 78 ausgebaut werden. Zudem ist der Übergang mit sozialen Einschnitten verbunden.

Am 15. Oktober will ITA mit rund 2800 Mitarbeitern an den Start gehen. Deren Zahl soll bis zum Ende des ersten Geschäftsplans 2025 auf 5550 bis 5700 wachsen. Von den derzeit gut 10 100 Beschäftigten der Alitalia – mehr als 6800

von ihnen sind pandemiebedingt in Kurzarbeit – werden viele entlassen werden müssen.

Arbeitsplätze betroffen

ITA darf laut EU-Vorgaben von der Alitalia nur den Flugbetrieb übernehmen. Andere Geschäftsbereiche wie die Abfertigung mit derzeit rund 3000 Beschäftigten und die Wartung mit derzeit rund 1000 am Flughafen Fiumicino können auch von Konkurrenten übernommen werden. Wie viele Arbeitsplätze betroffen sind, muss sich noch zeigen.

Immerhin haben die Italiener die Möglichkeit, für eine begrenzte Frist die Marke Alitalia zu mieten und sie gegebenenfalls später zu übernehmen. Dann würden tatsächlich auch die Päpste wieder mit einer „Alitalia“-Maschine fliegen. Aber wie heißt es in Italien so oft: „Vedremo – wir werden sehen ...“ Roland Juchem

Aus meiner Sicht ...



Cornelia Kaminski ist Bundesvorsitzende der Aktion Lebensrecht für Alle (ALFA e.V.).

Cornelia Kaminski

Alle Menschen brauchen Schutz

Der gemeinsame Bundesausschuss der Krankenkassen hat beschlossen, den vorgeburtlichen Bluttest zur Entdeckung chromosomaler Abweichungen (etwa Trisomie 21/Down-Syndrom) zur Kassenleistung zu machen. Damit wird er zu einer regelhaften Leistung. Das Argument, dieser nicht-invasive pränatale Test (NIPT) sei weniger gefährlich als eine Fruchtwasseruntersuchung, zählt nicht. Denn jedes positive Testergebnis wird durch eine solche Untersuchung abgesichert. Jeder positive Befund stellt die Schwangere vor die Wahl: austragen oder abtreiben? Eine Alternative, etwa eine frühzeitige Therapie, gibt es nicht.

Schon die Frage, ob man das Kind „behalten“ möchte, die stets nach positiver

Diagnose gestellt wird, ist menschenunwürdig: Sie degradiert den ungeborenen Menschen zu einem Objekt, das bei Nichtgefallen entsorgt werden kann. Und entsorgt werden nach Einführung des NIPT als Regelleistung nahezu alle Kinder mit Down-Syndrom – zu beobachten in Ländern, die das Verfahren bereits länger praktizieren.

Wir reden von Inklusion, Diversität und Akzeptanz, bekämpfen lautstark den Klimawandel, Antifeminismus und Rassismus. Alles politisch sehr korrekt und daher gratismutig. Auch alles ein wenig verlogene Angesichts dieses Beschlusses, der ein Schlaglicht auf den Zustand unserer Gesellschaft wirft. Wahre Feministen stellen Mütter nicht vor die Wahl,

ihr ungeborenes Kind mit Down-Syndrom zu töten, sondern zeigen Wege für ein Leben mit ihm auf. Wahre Menschenrechtler erkennen den eugenischen Rassismus, der seine hässliche Fratze in der vorgeburtlichen Selektion von Menschen mit Behinderung zeigt. Sie setzen sich für die Rettung aller Menschen ein – egal, ob sie im Mittelmeer schwimmen oder im Fruchtwasser.

Wahre Inklusion, Vielfalt und Akzeptanz schließt die mit ein, die keine lautstarke, schrill-bunte Regenbogenlobby hinter sich haben. Einer trage des anderen Last, schreibt Paulus an die Galater. Unsere Gesellschaft scheint darauf keine Lust mehr zu haben. Zeit für Christen, auf Paulus zu hören!



Consuelo Gräfin Ballestrem ist Diplom-Psychologin, Psychotherapeutin, Autorin und Mutter von vier Kindern.

Consuelo Gräfin Ballestrem

Die Kraft der Demokratie

„Wie geht es Ihnen in der Demokratie?“ Dies fragte die Journalistin Gabriele von Arnim Menschen aus ihrem persönlichen Umfeld. Es zeigte sich, dass es besonders den aus totalitären Regimen nach Deutschland Zugewanderten zutiefst gut tut, hier in Freiheit, mit Vertrauen in die Institutionen und ohne Angst leben sowie frei sprechen zu können. Daraus entstand der Artikel „Liebeserklärungen“.

Der beschämende, gefährvolle Abzug der Interventionstruppen aus Afghanistan ist nun eine schwere, narzisstische Kränkung für die westlichen Demokratien, verbunden mit einem bedauerlichen Vertrauensverlust weltweit. Über die Ursachen, politische und kulturelle Fehleinschätzungen sowie mögliche

Interessenverflechtungen muss intensiv geforscht werden, um daraus für eine möglichst friedliche Zukunft zu lernen.

Seit 76 Jahren (zumindest im westlichen Teil) ernten wir in Deutschland die Früchte eines relativ stabilen demokratischen Rechtsstaats. Die Erklärung der Menschenrechte von 1948 und die Verfassung der BRD verdanken wir der Erfahrung unserer Vorfahren mit dem Nationalsozialismus und dem Zweiten Weltkrieg.

Bürger schwanken leicht zwischen der Hoffnung auf Heil durch die Politik und der totalen Verachtung der Politiker. Aber, erklärt der Politikwissenschaftler Nikolaus Lobkowicz, die Demokratie ist dann stark, wenn sie

sich bewusst ist, dass sie es mit unvollkommenen Menschen, Politikern wie Bürgern, und unvollkommenen Institutionen zu tun hat.

Derzeit wird das besonders deutlich. Es herrscht allgemein Angst: vor der vierten Coronawelle, wirtschaftlichem Abstieg, Umweltkatastrophen. Dazu kommen als Erschütterung das Afghanistan-Debakel und der verächtliche Umgang mit dem menschlichen Leben in Europa sowie als Aufreger das irrlirternde Spiel mit der Gendersprache. All das bietet Anlass, etwa durch Wahlen immer wieder zu versuchen, die Demokratie auf ihre kraftvollen Wurzeln zurückzuführen: auf die Würde des Menschen, seine Freiheit und sein Recht auf körperliche Unversehrtheit.



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

„Katholisch“ – ein Gütesiegel

Wie können katholische Schulen in einer zunehmend säkularen und weltanschaulich-pluralen Gesellschaft bestehen? Dieses Thema eines Studientags des Erzbistums Paderborn ist gerade jetzt zum Beginn eines neuen Schuljahres nicht nur dort eminent wichtig. Zugleich „gute Schule“ und „ein verlässlicher Ort gelebten Glaubens“ zu sein – dies sieht Paderborns Erzbischof Hans-Josef Becker dafür als Schlüsselaufgabe an.

„Um Zukunft zu gestalten, müssen sich die Schulen darüber klar werden, wer sie sind, was ihr Auftrag in der Kirche ist und wie sie diesen in der je eigenen Art und Weise jetzt und künftig umsetzen wollen“, erläuterte der Erzbischof. Die Kirche habe sich „immer

wieder Herausforderungen stellen und für die jeweilige Zeit passende Antworten finden müssen, ohne ihre eigene Identität dabei zu schwächen“. Der Bildungssektor sei bei diesen Antworten immer „elementarer Bestandteil“ gewesen.

In der Tat: Gerade in puncto Bildung sind kirchliche Einrichtungen sehr gefragt. Die Wartelisten für Plätze an katholischen Kitas und Schulen sind lang. Fragt man Eltern, warum ihnen die Betreuung, Erziehung und Ausbildung ihres Kindes an einer katholischen Einrichtung wichtig ist, wird zumeist die Schaffung eines soliden Wertefundaments genannt. Die Kinder erfahren Orientierung, ohne zu etwas gezwungen zu werden.

Christliche Traditionen werden erklärt und gepflegt, der Grundstein für eine spätere Verwurzelung im Glauben wird für jene, die ihn annehmen, frühzeitig gelegt.

Hier kann und muss die Kirche ihre Trümpfe weiterhin ausspielen, ohne sich dabei zu „entweltlichen“. Dabei gibt es, wie Erzbischof Becker andeutet, kein Universalrezept. Eine katholische Schule in einer ländlichen Region Bayerns hat ein anderes Klientel als eine im Diaspora-Großstadtgebiet Berlin. Doch mit dem Bewusstsein des eigenen Anspruchs und einem Blick über den Tellerrand hinaus wird das Kennzeichen „katholisch“ auch künftig für Bildungseinrichtungen ein Gütesiegel bleiben.

Leserbriefe



◀ Papst Franziskus freut sich über das gemalte Bild eines kleinen Mädchens.

Foto: KNA

Opa- und Oma-Freuden

Zu „Tag für den Besuch eines Engels“ in Nr. 29:

In dem Text heißt es: „Vermutlich wäre der Papst selber gerne ein ‚nonno‘, ein Opa.“ Höchstwahrscheinlich wäre er sogar ein „Vorzeige-Opa“. Im Laterankonzil von 1139 wurde der Zölibat eingeführt und dann von

Papst Johannes Paul II. für die Ewigkeit fortgeschrieben.

Aber schon seit Längerem wird am „Zölibat-Zaun“ heftig gerüttelt. Vielleicht fällt diese katholische „Mauer“ doch noch eines Tages. Es fehlt ein hoher Kleriker, der sich traut, dem Papst zuzurufen: „Lösen Sie den Zölibat auf“ – ähnlich wie US-Präsident Ro-

nald Reagan am 12. Juni 1987 vor der Berliner Mauer Michail Gorbatschow aufforderte: „Reißen Sie diese Mauer nieder!“

Es sind nämlich nicht nur Laien, die dafür eintreten, den Zölibat abzuschaffen. Mir sind einige Kleriker bekannt, die zum Beispiel Angst davor haben, sich im Leben einmal in eine Frau zu verlieben. Oder die selbst gerne Kinder hätten. Ohne Zölibat könnte es wieder katholische Priester und Bischöfe geben, die Väter sind – und vielleicht auch in vielen, vielen Jahren einen echten „Nonno-Papst“.

Jakob Förg, 86199 Augsburg

Meine Tochter hat mir ein kleines Geschichtchen erzählt, das manchen Leser zum Schmunzeln bringen könnte: Ihre Enkelchen, meine Urenkel, unterhielten sich, was sie nach Corona ma-

chen. Der eine sagte, er möchte mit der Oma in den Zoo. Der andere sagte, er möchte mit der Oma zum Metzger – da bekomme er immer ein Stückchen Wurst. Das erzählte meine Tochter der Metzgersfrau – da bekam er noch ein Stückchen extra mit nach Hause.

Am Muttertag fragte der Enkel meine Tochter: Wann sind denn der Omatag und der Opatag? Eigentlich eine gute Anregung, schließlich gibt es ja unter anderem auch einen Tag des Baumes. Ich bin eine treue Leserin der Neuen Bildpost und beziehe sie schon seit Anfang 1970.

Anni Haberer, 64380 Roßdorf

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Ungelöste Probleme

Zu „Kirchentemen weiter gefragt“ bzw. „Kirchentrend“ in Nr. 28:

Nach der Landtagswahl in Thüringen 2019 kritisierte ZDF-Chefredakteur Peter Frey die Wähler wie ungezogene Kinder. Sie hätten bewusst Rechtspopulisten gewählt, äußerte er. Die Menschen haben aber nur ihr demokratisches Recht auf eine eigene Meinung in Anspruch genommen. Schlagworte wie „Vielfalt“, „bunt“ und „weltoffen“ haben sie eben nicht überzeugt.

Wer wählt Populisten? Die überwiegende Mehrheit sind keine Rassisten. Es sind normale Leute, denen die Zukunft ihres Landes, ihrer Familien und ihrer Kinder Sorgen bereitet. Dies sind nicht meine Worte, sondern die von Michail Gorbatschow. Nach Auffassung von Gorbatschow hat der Populismus seine Wurzeln in ungelösten gesellschaftlichen Problemen. Mit ihrer Stimme für die Populisten erhoffen sich die Wähler eine Lösung für diese Probleme. Sie sehen keine andere Möglichkeit, den Herrschenden zu signalisieren, dass sich etwas ändern muss.

Sollte man sich etwa keine Sorgen machen? Ein respektvoller Austausch von Argumenten findet kaum noch statt. Die Polizei traut sich nur noch mit Großaufgebot in bestimmte Viertel. Schutzsuchende, die kostenlos gepflegt, untergebracht und eine Schul-

bildung erhalten, also allen Grund haben, dankbar zu sein, beteiligen sich an Vergewaltigungen.

Sichere Arbeitsplätze werden immer seltener und erlauben damit immer weniger ein kalkulierbares Leben mit Familienplanung. Wo sind die Arbeitsplätze für all die jungen Männer aus Afrika und Asien? Die Kirchen schauen weg und schweigen. Sie müssen sich nicht wundern, wenn die Menschen ihnen den Rücken kehren.

Karl Hahn,
36469 Bad Salzungen

Nicht friedlich

Zu „Tod im Namen Allahs“ in Nr. 29:

Vor fünf Jahren wurde der katholische Priester Jacques Hamel von IS-Kämpfern ermordet. Der Islam ist eben keine friedliche Religion. Wie sagte schon Kardinal Joachim Meisner: Wenn der Islam in der Minderheit ist, zeigt er seine friedliche Seite. Ist er aber in der Mehrheit, heißt dies Gewalt im Namen Allahs. Viele Aussagen des Korans widersprechen den Menschenrechten. Mit europäischem Recht und unserem Grundgesetz sind sie nicht konform!

Karl Ehrle,
88141 Mittelbiberach



Päpste seit dem 20. Jahrhundert

**Gewinnen Sie 2 x je 200 Euro
2 x je 100 Euro und 2 x je 50 Euro
sowie 50 attraktive Sachpreise**

So können Sie gewinnen:

Tragen Sie 15 Wochen lang den Buchstaben, der neben der richtigen Antwort steht, an der vorgesehenen Stelle auf dem Gewinnspielcoupon ein. Schneiden Sie den fertig ausgefüllten **Original-Gewinnspielcoupon** (von Heft Nr. 31) aus und senden Sie ihn bis **spätestens 26. November 2021** an:

**Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Leserservice, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg**

Bitte senden Sie keine Einzellösungen!

5. Rätselfrage

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962 bis 1965), das Papst Johannes XXIII. einberief, leitete die katholische Kirche eine umfassende Erneuerung ein. Was wurde dort unter anderem beschlossen?

- F** mehr Einsatz der jeweiligen Landessprache im Gottesdienst
- A** auch Nicht-Italiener dürfen Päpste werden
- Z** ein Gottesdienst sollte nicht länger als eine Stunde dauern

Frohe Botschaft

23. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr B

Erste Lesung

Jes 35,4–7a

Sagt den Verzagten: Seid stark, fürchtet euch nicht! Seht, euer Gott! Die Rache kommt, die Vergeltung Gottes! Er selbst kommt und wird euch retten.

Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben werden geöffnet. Dann springt der Lahme wie ein Hirsch und die Zunge des Stummen frohlockt, denn in der Wüste sind Wasser hervorgebrochen und Flüsse in der Steppe. Der glühende Sand wird zum Teich und das durstige Land zu sprudelnden Wassern.

Zweite Lesung

Jak 2,1–5

Meine Schwestern und Brüder, haltet den Glauben an unseren Herrn Jesus Christus, den Herrn der Herrlichkeit, frei von jedem Ansehen der Person!

Wenn in eure Versammlung ein Mann mit goldenen Ringen und prächtiger Kleidung kommt und zugleich kommt ein Armer in schmutziger Kleidung und ihr blickt auf den Mann in der prächtigen Kleidung und sagt: Setz dich hier auf den guten Platz! und zu dem Armen sagt ihr: Du stell dich oder setz dich dort zu meinen Füßen! – macht ihr dann nicht untereinander Unterschiede und seid Richter mit bösen Gedanken?

Hört, meine geliebten Brüder und Schwestern! Hat nicht Gott die Armen in der Welt zu Reichen im Glauben und Erben des Reiches erwählt, das er denen verheißen hat, die ihn lieben?

Evangelium

Mk 7,31–37

In jener Zeit verließ Jesus das Gebiet von Tyrus und kam über Sidon an den See von Galiläa, mitten in das Gebiet der Dekápolis.

Da brachten sie zu ihm einen, der taub war und stammelte, und baten ihn, er möge ihm die Hand auflegen. Er nahm ihn beiseite, von der Menge weg, legte ihm die Finger in die Ohren und berührte dann die Zunge des Mannes mit Speichel; danach blickte er zum Himmel auf, seufzte und sagte zu ihm: Éffata!, das heißt: Öffne dich! Sogleich öffneten sich seine Ohren, seine Zunge wurde von ihrer Fessel befreit und er konnte richtig reden.

Jesus verbot ihnen, jemandem davon zu erzählen. Doch je mehr er es ihnen verbot, desto mehr verkündeten sie es. Sie staunten über alle Maßen und sagten: Er hat alles gut gemacht; er macht, dass die Tauben hören und die Stummen sprechen.

„Éffata!“ Fresko an der Klosterkirche von Münstair in Graubünden, um 800.

Foto: akg-images/Bildarchiv Monheim

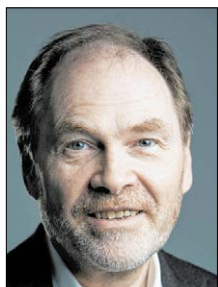


Die Predigt für die Woche

Habe ich meine Tiara noch auf?

von Wolfgang Thielmann

Ich war ein kleiner Junge, aber ich habe es in Erinnerung behalten: Papst Paul VI. wurde 1963 als letzter Papst mit einer Tiara, einer Krone, gekrönt. Im Jahr darauf verschenkte er sie zugunsten armer Menschen in den sozialen Brennpunkten Roms. Das Zweite Vatikanische Konzil stand in der Schlussphase. Es behandelte gerade das



Thema „Armut in der Welt“. Mitten hinein kam die Nachricht. Bald sah ich in der Zeitung Fotos des neuen Papstes, der seine Krone absetzte. Die Nachricht schlug ein. Das hatte noch kein Papst vorher getan.

Durch sein Amt gehörte er nicht auf die Seite der Armut, er repräsentierte die triumphierende Kirche, die versinnbildlichte, dass Christus über die dunklen Mächte siegt. Deshalb waren Kirchen prächtig ausgeschmückt. Aber in den Nachkriegsjahren mit ihrer Not hatte sich eine neue Haltung entwickelt.

Seither haben alle weiteren Päpste auf Krone und Krönung verzichtet. In neueren Dokumenten wird die Krönung nicht mehr erwähnt, obwohl sie nie formell abgeschafft wurde. Die Geste damals sagte: Die Kirche und die Christen gehören an die Seite armer Menschen, derer, die sich aus eigenen Kräften nicht helfen können. Deshalb sind die neueren Kirchen zurückhaltender gestaltet. Sie spiegeln etwas davon wider, dass Jesus uns in den armen Men-

schen begegnet. Jesus hat oft davon geredet. Er hat die Armen im Geist selig gepriesen.

In der zweiten Lesung finden wir ein praktisches Beispiel. Es könnte sich heute noch ereignen, zum Beispiel, wenn ein Obdachloser in meine Kirche käme. Was würde ich als Pastor machen? Ich gehe auf Menschen zu, die wohlhabend sind. Und ich bitte Gott in Gedanken, dass ich trotzdem keine Unterschiede mache. Menschen mit schmutziger Kleidung kommen nur selten, obwohl ein sozialer Brennpunkt in der Nähe liegt. Wir spenden dafür Geld. Aber vielleicht lassen wir die Menschen spüren, dass sie uns, der Mehrheit der Mittelklasse-Christen, fremd sind. Wenn doch einer kommt, kann er nicht mitsingen und keine Gebete mitsprechen.

Oder er ist geräuschvoll laut. Ganz selten geht jemand anschließend zum Kirchenkaffee mit und bedient sich üppig beim Kuchen. Meist halten wir das aus. Aber kaum jemand will neben ihm sitzen oder stehen. Kann ich ihm da glaubwürdig sagen, dass er willkommen ist, wenn ich mich schon selber dazu überwinden muss? Ich habe Mühe, in den Menschen Christus zu begegnen.

Dann kommen mir die Bilder von Papst Paul VI. in den Sinn. Ich frage mich: Habe ich meine innere Tiara noch nicht abgelegt? Bin ich noch zu sehr einer der Richter mit bösen Gedanken, von denen die Lesung spricht? Muss ich noch lernen, den Glauben und die Kirche von jedem Ansehen der Person freizuhalten? Ich bin mit dem Jakobusbrief noch nicht fertig.



Gebet der Woche

Morgenröte der Erlösung

In Wahrheit ist es würdig und recht,
dir, Vater im Himmel, zu danken
und am Fest der seligen Jungfrau Maria
das Werk deines Erbarmens zu rühmen.
Du hast sie aus allen Menschen erwählt
und gesegnet vor allen Frauen.
In ihr leuchtet auf die Morgenröte der Erlösung,
sie hat uns Christus geboren,
die Sonne der Gerechtigkeit.
Durch ihn preisen dich deine Erlösten
und singen mit den Chören der Engel
das Lob deiner Herrlichkeit.

Präfatation am Fest „Mariä Geburt“ am 8. September

Glaube im Alltag

von Schwester Britta Müller-Schauenburg CJ



Seh ich den Mond, mein Aug wird tränenblind – durch Tränenschleier gleicht er meinem Kind.“ Das sind Worte aus dem berühmten Kinderbuch „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ von Michael Ende. Der Doppelvers, so erzählt die Geschichte, steht auf zwei Esstättchen geschrieben. Jim Knopf und Lukas erfahren: Um alle Einwohner eines östlichen Landes immerfort an den Verlust der Prinzessin zu erinnern, hat der Kaiser des Landes angeordnet, ihn auf alle Esstättchen zu schreiben.

Bei Ignatius von Loyola sind Tränen ein wesentlicher Teil des Gebets. In seinem Geistlichen Tagebuch stehen so viele Tränen, dass viele es schnell wieder beiseitelegen werden. Sie empfinden es, zumal von einem so klugen und lebensstüchtigen Mann, als übertrieben weinerlich und unangenehm. Gleich der erste Tageseintrag lautet rätselhaft und kurz: „Fülle von Andacht in der Messe, mit Tränen mit gesteigertem Vertrauen auf unsere Herrin; dann und den ganzen Tag mehr für gar nichts.“ Bei anderen Einträgen steht zwar oft mehr, es werden verschiedene Themen angesprochen – doch die Beachtung der am jeweiligen Tag vergossenen Menge von Tränen als Geschenk Gottes ist der rote Faden, der sich durch das Geistliche Tagebuch zieht.

Viele können schon lange nicht mehr weinen, oder sie kennen die Erfahrung, viele Jahre hindurch tränenlos gewesen zu sein. Kinder können zunächst immer weinen. Petrus konnte es plötzlich auch, oder

vielleicht hatte er es niemals verlernt, als er merkte, dass er sich an Gott versündigt und die Liebe, die ihm die wichtigste war, für den Eigennutz und Eigenschutz zur Disposition gestellt hatte (Mk 14,66–72).

Heute Morgen habe ich in den Augen einer Mitschwester Tränen gesehen. Die Tränen kamen da hinein beim Spüren einer inneren Versöhnung zwischen Alt und Jung in unserer Gemeinschaft.

Beim Empfang der Eucharistie gedenken wir auch des Abschieds Jesu. Wir sollen dieses Sterben nicht vergessen beim Mahl – das ist der „große Bruder“ der Esstättchen aus der Geschichte von Michael Ende. Jesus stirbt, er geht in uns ein und schenkt sich uns, obwohl und während wir ihn verletzen und verraten oder, wie die Jünger auf dem Ölberg, zumindest mehr oder weniger verschlafen, dass er leidet. Die große Versöhnung in der Eucharistie kann die Quelle sein, aus der wir die Kraft schöpfen, ein Leben mit Tränen zu leben und so der Heilung entgegenzugehen. Auch Ignatius von Loyola hatte ein tiefes Vertrauen in die menschliche Lebendigkeit. Gerade aus diesem Grunde hat er die Tränen hochgeschätzt.

Echte Tränen kommen nicht nach Plan. Aber wenn sie kommen, nehmen wir sie als Geschenk an und spüren, dass wir beten – im Sinne der Psalmen, die mitten aus dem Herzen kommen.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, 23. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 5. September

23. Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlussegen (grün); 1. Les: Jes 35,4–7a, APs: Ps 146,6–7.8–9b.9c–10, 2. Les: Jak 2,1–5, Ev: Mk 7,31–37

Montag – 6. September

Messe vom Tag (grün); Les: Kol 1,24–2,3, Ev: Lk 6,6–11

Dienstag – 7. September

Messe vom Tag (grün); Les: Kol 2,6–15, Ev: Lk 6,12–19

Mittwoch – 8. September

Mariä Geburt

Messe vom Fest, Gl, eig. Prf, in den Hg I–III eig. Einschub, feierlicher Schlussegen (weiß); Les: Mi

5,1–4a oder Röm 8,28–30, APs: Ps 13,6ab.6cd, Ev: Mt 1,1–16.18–23 (oder 1,18–23)

Donnerstag – 9. September

Hl. Petrus Claver, Priester

Messe vom Tag (grün); Les: Kol 3,12–17, Ev: Lk 6,27–38; **Messe vom hl. Petrus Claver** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 10. September

Messe vom Tag (grün); Les: 1Tim 1,1–2.12–14, Ev: Lk 6,39–42

Samstag – 11. September

Marien-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: 1Tim 1,15–17, Ev: Lk 6,43–49; **Messe vom Marien-Samstag, Prf Maria** (weiß); Les und Ev vom Tag o. aus den AuswL

WORTE DER SELIGEN:
JEAN-JOSEPH LATASTE

„Nein, es ist nicht vorbei“



Seliger der Woche

Jean-Joseph Lataste

geboren: 5. September 1832 in Cadillac-sur-Garonne
gestorben: 10. März 1869 in Frasne
seliggesprochen: 2012
Gedenktag: 5. September

Vital Alcide Lataste begann eine Ausbildung in der Finanzverwaltung und lernte die Vinzenzkonferenzen kennen: offene Gemeinschaften tätiger Nächstenliebe. Als seine Jugendliebe starb, trat er 1857 mit dem Namen Jean-Joseph in den Dominikanerorden ein und wurde 1863 zum Priester geweiht. Als er in einem Frauen-Zuchthaus Exerzitien hielt und erfuhr, dass diese Frauen nach ihrer Entlassung keine Chance zur Rehabilitierung hatten und viele von ihnen daher Suizid begingen, gründete er zusammen mit Schwester Henri-Dominique Berthier das Haus Bethanien, wo die ehemals Straffälligen eine religiöse Gemeinschaft bilden und ein kontemplatives Leben führen konnten. Heute gibt es zwei Kongregationen: Die erste ist kontemplativ ausgerichtet, die zweite kümmert sich um Gefangene, Kranke oder sonstwie in Not geratene Menschen. *red*

1864 hielt er eine Ansprache an strafgefängene Frauen.

Er sagte im Gefängnis: „Unter euch gibt es welche, die starke Gewissensbisse wegen ihres bisherigen Lebens empfinden, die sich ganz aufrichtig mit ihrer ganzen Seele mit Gott versöhnen möchten, die aber das für unmöglich halten, sich selbst entmutigen und sich sagen: ‚Wozu ist das noch gut, ich habe zu viel gesündigt, um noch Vergebung zu finden, ich war zu undankbar, als dass sich der gütige Gott noch an mich erinnern könnte. Ich bin nichts mehr für ihn. Er hat mich vergessen, er hat mich aufgegeben, er hat mich verflucht. Es ist vorbei. Es ist vorbei.‘

Nein, es ist nicht vorbei, nein, er hat euch nicht verflucht, er hat euch nicht aufgegeben, er hat euch nicht vergessen, wer immer ihr

auch seid, im Gegenteil. Er liebt euch, und die größte Beleidigung, die ihr ihm antun könnt, und die größte Undankbarkeit wäre, wenn ihr euch darauf versteinen würdet, an seiner Barmherzigkeit zu zweifeln und an seiner Vergebung zu verzweifeln. Vertraut euch ihm an, und er wird euch auf keinen Fall täuschen. Werft euch beherzt in seine Arme, und er wird sich nicht von euch abwenden, um euch im Stich zu lassen, sondern er nimmt euch auf, er drückt euch an sein Herz, er wird auf eure Stirn den Kuss des Friedens drücken, er wird euch seine Freundschaft und eure Unschuld wiedergeben, er wird euch segnen.

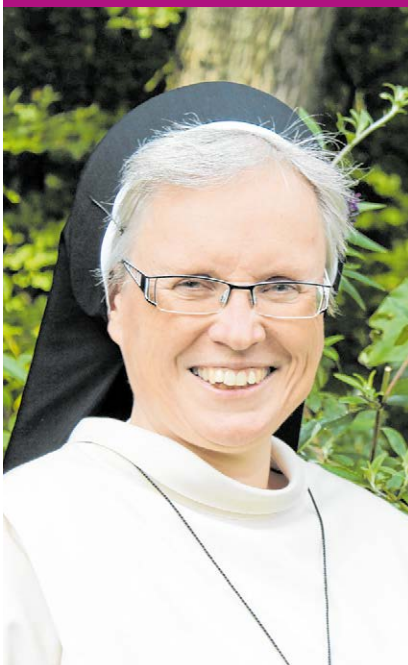
Ihr werdet die besonders geliebten Frauen Gottes sein, die Kinder seiner Vorliebe, die vom Heiland zärtlich geliebten Seelen. Die anderen Menschen wollten eure Freundschaft nicht, und Gott nimmt sie an und gibt euch

dafür auch seine. Bei eurem Anblick könnten die anderen Menschen sagen: Arme Frauen, arme Mädchen, von der Gesellschaft verachtet, Abfall und Abschaum des Volkes: Wenn aber eure Schutzengel euch mit Liebe anschauen, werden sie sagen: Selige Seelen, arm, leidend und erniedrigt nach dem Urteil der Welt, so besitzen sie doch im Verborgenen und im Geheimnis ihres Herzens den größten der Schätze; die herrlichste aller Herrlichkeiten, die köstlichste aller Freuden: Sie werden von ihrem Gott geliebt.

Die Welt verachtet sie, aber sie werden von Gott geliebt. Jesus liebt sie mit einer besonderen Liebe. Ja, zweifelt nicht daran, es ist eine bevorzugte Liebe.“

*Zusammengestellt von
Abt em. Emmeram Kränkl;
Fotos: gem, oh*

Jean-Joseph Lataste finde ich gut ...



„... weil er uns gezeigt hat, dass wir bei Gott eine neue Chance bekommen. Einige der größten Sünder wurden zu den größten Heiligen, zum Beispiel Maria Magdalena. Pater Jean-Joseph Lataste hat auch gesagt, dass wir die Welt nicht in ‚Sünder‘ und ‚Reine‘ einteilen sollen, denn ‚es ist dieselbe Hand, die den einen vom Sturz aufhebt und den anderen vom Sturz bewahrt‘. Wichtig ist nur, dass wir Gott lieben.“

**Schwester Barbara OP,
Dominikanerinnen von Bethanien
in Deutschland e. V.,
Bergisch Gladbach**

Zitate

von Jean-Joseph Lataste

„Der Geist und die Seele von Bethanien ist die schwesterliche Gnadengemeinschaft. Christi Liebe, die jegliche Entfernung und jeglichen Unterschied aufhebt.“

„Es ist doch wahr, dass die größten Sünder, die größten Sünderinnen etwas an sich haben, was sie zu den größten Heiligen macht; wer weiß, ob sie es nicht eines Tages werden!“

„Gott betrachtet nicht das, was wir einmal gewesen sind, ihn kümmert nur, was wir jetzt sind.“

„Kommt zu Jesus, er hat Balsam für alle Wunden.“

„Gott wiegt die Seelen nur nach dem Gewicht ihrer Liebe.“

DIE FOLGEN DER PANDEMIE

Zwangsräumung für Millionen?

Mieten auf Rekordniveau: In den USA droht eine Explosion der Obdachlosenzahlen

WASHINGTON – Die Corona-Pandemie lässt die Obdachlosenzahlen in den USA in die Höhe schnellen. Millionen Amerikaner können ihre Miete nicht mehr zahlen und stehen vor der Zwangsräumung. Inwieweit trägt die Politik eine Mitschuld?

Jon Scholes erkennt seine Stadt nicht mehr wieder. „Egal, wo man sich bewegt, überall sieht man Menschen, die obdachlos sind“, erzählte er vor kurzem einem Reporter des „Economist“. Scholes ist Präsident der Downtown Seattle Association. Die gemeinnützige Organisation an der Pazifikküste im Nordwesten der USA kümmert sich seit 60 Jahren darum, die größte Stadt im US-Bundesstaat Washington attraktiv für Investoren und Besucher zu machen.

Seit Beginn der Pandemie hat sich das Stadtbild in Seattle dramatisch verändert, weil es überall Obdachlose gibt. Parks und Grünanlagen der Stadt verwandeln sich zu Zeltlagern derer, die kein Dach mehr über dem Kopf haben.

Die gleiche Erfahrung machen auch andere Städte wie Los Angeles, Washington und vor allem New York, die US-Metropole mit den meisten Obdachlosen. Schon vor Ausbruch der Pandemie kam eine Erhebung auf rund 580 000 Menschen, die in den USA auf der Straße leben. Im Vergleich zu 2015 bedeutet das eine Steigerung um 30 Prozent.



▲ Mitten in New York bettelt dieser Mann mit seinem Hund um etwas Kleingeld.

Mit der Covid-Krise und ihren wirtschaftlichen und sozialen Folgen verschärfte sich die Lage. „Einfach verheerend“, kommentierte Wohnungsbauministerin Marcia L. Fudge im Frühjahr die Situation. Ein bundesweites Moratorium der US-Gesundheitsbehörde, das seit September 2020 galt, sollte Menschen, die ihre Miete nicht mehr bezahlen konnten, vor Zwangsräumungen schützen. Es drohte Ende Juli auszulaufen, weil die Republikaner nicht bereit waren, es im Kon-

gress zu verlängern. „Ein Akt purer Grausamkeit“, nannte Nancy Pelosi, Sprecherin des Repräsentantenhauses, die Blockade.

Die demokratische Abgeordnete Alexandra Ocasio-Cortez aus New York wies auf den Widerspruch hin, dass Millionen Menschen um ihre Wohnungen bangen müssen, während mehrere Milliarden Dollar bewilligter Hilfsgelder noch gar nicht von den Bundesstaaten und Kommunen abgerufen wurden. Tatsächlich schwimmen die Entschei-

dungsträger im Geld. Die Regierung von Präsident Joe Biden stellte den Kommunen rund 46 Milliarden Dollar allein für Miet- und Nebenkosten zur Verfügung. Angefordert wurden bis Juni weniger als drei Milliarden Dollar.

Nach einem Aufschrei der Empörung verlängerte die Regierung das Moratorium unter Umgehung des Kongresses bis Oktober. Das hat jetzt der Oberste Gerichtshof für nichtig erklärt. Ohne nachhaltige Lösung droht nun zahlungsunfähigen Mietern der kalte Rauswurf.

Die Aussicht, Obdachlose in Hotels und festen Behelfsunterkünften einzuquartieren, ist wenig rosig. Dabei ist das der beste Weg, um für Schutz vor der Pandemie zu sorgen. Laut der medizinischen Fachzeitschrift „Jama“ verringerten sich Covid-Ansteckungen unter Obdachlosen, wenn sie eine feste Bleibe bekamen. Belege dafür gibt es aus Seattle wie aus San Francisco.

Dennoch stellten die Catholic Charities, das größte katholische Hilfswerk der USA, schon Anfang 2021 eine düstere Prognose für Kalifornien: Es gebe einfach zu viele Wohnungslose, um „eine nachhaltige Wirkung zu erzielen“, konstatierte die zuständige Leiterin für die Region, Ana Guillen.

Mieten klettern weiter

Während sich die US-Wirtschaft insgesamt erholt, klettern die Mieten auf ein neues Rekordniveau. Um mehr als acht Prozent stiegen die Monatsmieten allein zwischen Juni 2020 und Juni 2021. Menschen in prekären Beschäftigungen, mit geringer Bildung sowie Minderheiten gehören zu denen, die sich die steigenden Kosten für das Wohnen immer weniger leisten können.

Sollte es keine dauerhafte Lösung geben, droht eine Explosion der Obdachlosenzahlen. Mehr als zehn Millionen Amerikaner sind laut Angaben des Sozialforschungsinstituts Center on Budget and Policy Priorities mit ihrer Miete im Rückstand. Etwa 3,6 Millionen Betroffene gehen davon aus, dass sie nach Ablauf des Moratoriums Post erhalten, in der ihnen der Termin für die Zwangsräumung mitgeteilt wird. Die Zeltstädte von der Hauptstadt Washington bis Seattle im Nordwesten des Landes werden dann weiter anschwellen.

Thomas Sprang



▲ Diesem Obdachlosen in der Hauptstadt Washington bleibt nur noch die Parkbank zum Schlafen.

Fotos: KNA

ALLE SIEBEN JAHRE RUHE

Wenn Israels Felder brachliegen

Das Schmitta-Gebot und der Nahostkonflikt zwischen Juden und Palästinensern

JERUSALEM – Alle sieben Jahre könnte die Landwirtschaft ein zartes Band zwischen den Konfliktparteien in Nahost knüpfen – zwischen israelischen Juden und Palästinensern. Grund: die Mitzwa (Gebot) des Brach- oder Schmitta-Jahres.

Im Buch Exodus heißt es: „Sechs Jahre kannst du in deinem Land säen und die Ernte einbringen; im siebten sollst du es brach liegen lassen und nicht bestellen. Die Armen in deinem Volk sollen davon essen, den Rest mögen die Tiere des Feldes fressen. Das Gleiche sollst du mit deinem Weinberg und deinen Ölbäumen tun.“

Ein solches Sabbatjahr – nach jüdischer Zählung das Jahr 5782 – beginnt am 6./7. September (siehe auch Seite 16/17). Und wieder einmal ringen im Vorfeld gesetzestreue Juden heftig um eine gesetzeskonforme, halachische Regelung. Klar ist: Nur die allerwenigsten Landwirte wollen auf ihre Ernte verzichten. Viele überschreiben daher ihre Ländereien an Nichtjuden, etwa an drusische Mitbürger. „Heter mechira“ (Verkaufserlaubnis) nennt sich das.

Da ihr Land laut Papieren einem anderen gehört, können jüdische Bauern weiter produzieren. So verfährt auch der Kibbuz Lavi in Galiläa. „Wir nutzen die Lösung aus der

Halacha und verkaufen das Land an einen nicht-jüdischen Besitzer und arbeiten unter seiner Autorität“, sagt Kibbuz-Rabbiner Yehud Gilad. Dann dürfe man mit Einschränkungen weiterarbeiten. Die Halacha ist die Gesamtheit der überlieferten jüdischen Rechtsvorschriften.

„Wir säen zum Beispiel nicht, wir helfen nur bei der Ernte und allen Arbeiten, die bis dahin nötig sind“, sagt Gilad. „So sieht Schmitta bei uns aus, und wir wissen natürlich, dass es sich nicht um ein echtes Schmitta-Jahr handelt.“ Nur auf einem Stückchen Melonenfeld praktiziere man echte Schmitta, indem man es nicht anrührt: An den dort wachsenden Melonen kann sich jeder bedienen.

Anreiz in Millionenhöhe

Alle sieben Jahre gibt der Staat Israel Hunderte Millionen US-Dollar für Kompensationsprogramme aus: Geld als Anreiz, das Land brachliegen zu lassen. Einige Tausend Landwirte machen davon Gebrauch. Dem deutsch-jüdischen Publizisten Chajm Guski zufolge zertifizieren Kaschrutbehörden wie die amerikanische Orthodox Union Lebensmittel aus Israel nur dann als koscher, „wenn das Land im Schmitta-Jahr in nichtjüdischem Besitz war oder die Waren aus Zutaten bestehen“, die vor dem Brachjahr geerntet wurden.

Die Organisation Agudat Shmita verspricht dagegen eine „unglaubliche Chance“: nämlich „100-prozentigen Besitz“. Grund und Boden müssen nicht verpachtet werden und unterliegen keiner gemeinsamen Eigentümerschaft. Man setzt lediglich die Organisation als Mittler und juristischen Treuhänder ein. Dies sei „die ultimative halachisch-legale Lösung, die heutzutage zur Verfügung steht und es allen Juden ermöglicht, Schmitta einzuhalten“.

Strenggläubige Juden hingegen, die bürokratische Papierkniffe als unkoscher betrachten, sehen nur einen Ausweg: bei Nicht-Juden zu kaufen, von arabischen Landwirten in Israel oder den Palästinensergebieten. Doch auch da ist schon getrickst worden. Jüdische Bauern hatten auf eigener Scholle produziert und ihre Erzeugnisse zu einem arabischen Landwirt transportiert. Bei einer Kontrolle hatte alles einen koscheren Anschein.

Kunden, die Wert auf einwand- und zweifelsfreie Schmitta-Produkte legen, konnten sich daher nur bei Landwirten aus dem Gaza-Streifen sicher sein: Dorthin kann schon lange kein Jude mehr reisen. „Gaza ist ideal aus Sicht der Eda-Haredit-Koscher-Kontrolleure“, schrieb die renommierte Tageszeitung „Jerusalem Post“ bereits vor Jahren. Eda Haredit sind jüdische Gerichtshöfe.

Doch während Fromme von koscheren Gurken oder Paprika aus Gaza träumten, verfaulen diese, werden zu Schleuderpreisen vor Ort verscherbelt, ans Vieh verfüttert oder voller Ärger auf die Straße geworfen. Israels inzwischen 15 Jahre währende Gaza-Blockade macht die für ultraorthodoxe Juden ideale Lösung unmöglich. Israel erlaubt nur wenige Hundert Lastwagenladungen für den Export pro Monat. Beim Import sind es vierstellige Zahlen.

Importiertes Obst

So greifen ultraorthodoxe Juden im Schmitta-Jahr zu importiertem Obst und Gemüse aus dem Ausland, denn die Schmitta gilt nur in Israel. Reform-Rabbinerin Dalia Marx aus Jerusalem sieht das kritisch. Ihrer Meinung nach übersehen die Frommen „das Wesentliche: den ethischen Punkt, den ökologischen Punkt, den zwischenmenschlichen Punkt, den Aspekt der sozialen Gerechtigkeit“.

Das Schmitta-Jahr betreffe auch das Thema Schulden, sagt Marx: „Nach sieben Jahren sollen die Schulden vergessen sein. Es geht also um soziale Gerechtigkeit. Wenn man Eigentum hat und ein materiell gutes Leben führt, muss man Solidarität mit denen zeigen, die all das nicht haben.“ Johannes Zang



▲ Junge Juden pflücken Blumen auf einer Wiese im Heiligen Land. Alle sieben Jahre sollen in Israel sämtliche Felder, Äcker, Weinberge und Ölbaumplantagen brachliegen. So will es das Buch Exodus. Viele suchen nach Tricks, das Gebot mehr oder weniger legal zu umgehen. Foto: Zang



▲ Am 11. Juni 1959 wurde Alfred Bengsch (Mitte) in der Ost-Berliner Corpus-Christi-Kirche zum Bischof geweiht. Bis August 1961 war er Weihbischof in Berlin.



▲ Alfred Bengsch und der evangelische Bischof Kurt Scharf (rechts) unterhalten sich während eines Empfangs anlässlich Bengschs Kardinalserhebung am 10. Juli 1967.

EIN BISCHOF, DER MASSSTÄBE SETZTE

Er prägte die Kirche in der DDR

Beliebt und umstritten: Berliner Kardinal Alfred Bengsch vor 100 Jahren geboren

BERLIN – Der Einfluss von Alfred Bengsch auf die Geschichte der katholischen Kirche in der DDR ist kaum zu überschätzen. Der Berliner Kardinal setzte Maßstäbe, die vielfach bis zum Ende der roten Diktatur blieben.

Alfred Bengsch war die herausragende katholische Persönlichkeit in der DDR. Noch nach seinem frühen Tod 1979 im Alter von 58 Jahren prägte der Kardinal die Kirchenpolitik im letzten Jahrzehnt des SED-Staats. Dabei war Bengsch, der am 10. September 1921, vor 100 Jahren, geboren wurde, in seinem Kurs nicht unumstritten. Aber seine Autorität stand in den 18 Jahren seiner Amtszeit als Bischof von Berlin und Vorsitzender der Berliner Ordinariatskonferenz – seit 1976 Berliner Bischofskonferenz – weder nach innen noch nach außen je in Zweifel.

Der gebürtige Berliner wurde am 16. August 1961, drei Tage nach dem Mauerbau, im Alter von knapp 40 Jahren zum Bischof des politisch geteilten Bistums ernannt. Seine Wahl durch das Domkapitel war bereits im Juli erfolgt, kurz nach der Berufung seines Vorgängers Julius Döpfner zum Erzbischof von München und Freising. Der in West-Berlin ansässige Döpfner hatte seit 1958 nicht mehr in die DDR einreisen dürfen. Bengsch, der seinen Wohnsitz im Ostteil hatte, durfte West-Berlin zunächst nur an zehn, später an 30 Tagen pro Quartal besuchen.

Die Nachfolge Döpfners war Bengsch fast zwangsläufig zugefallen. Der Sohn eines Postbeamten und einer Schneiderin hatte nach seinen Kaplansjahren in München in Dogmatik promoviert. Danach war er Dozent am Pastorseminar in Neuzelle und bereits seit 1959 als Weihbischof gleichsam der „Arm“ Döpfners in dem für ihn gesperrten Bistumsteil gewesen. Mit seiner unverblühten Berliner Art zu reden verband Bengsch Volkstümlichkeit mit Unmissverständlichkeit gegenüber den Staatsvertretern.

„Politische Abstinenz“

Bei aller unverhohlenen Ablehnung des sozialistischen Staats vertrat Bengsch in der Öffentlichkeit eine Haltung der „politischen Abstinenz“. Seine Zurückhaltung bei allgemeinpolitischen Aussagen war keine Leisetreterei. Wenn es um Grundsätzliches ging, um Gewissensfreiheit, das Erziehungsmonopol des Staates, um Abtreibung oder den Zwang zur Jugendweihe, meldete sich Bengsch ebenso wie die anderen ostdeutschen Bischöfe zu Wort.

Von seinen Vorgängern übernahm er die Anweisung an die Geistlichen, Kontakte mit staatlichen Stellen zu meiden, es sei denn in offiziellem kirchlichen Auftrag. Mit diesem Konzept gelang es Bengsch, die Seelsorge für die Katholiken nicht nur in beiden Teilen seines Bistums, sondern auch DDR-weit sicherzustellen.



▲ Kardinal Bengsch besucht im November 1968 Hiroshima.

Fotos: KNA

Innerkirchlich scheute Bengsch, der mit dem persönlichen Titel Erzbischof ausgezeichnet und 1967 ins Kardinalskollegium berufen wurde, nicht den Konflikt, wenn Wichtiges auf dem Spiel stand. So wandte er sich, wenn auch vergeblich, beim Zweiten Vatikanischen Konzil gegen die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ über die Kirche in der Welt von heute, weil diese nach seiner Auffassung von kommunistischen und anderen atheistischen Regierungen zum Schaden der Kirche missbraucht werden könne.

1968 wollte er die „Königsteiner Erklärung“ der Deutschen Bischofskonferenz zur Enzyklika „Humanae Vitae“ von Papst Paul VI. verhindern, konnte sich aber damit nicht durchsetzen. Den Text, der die Ge-

wissensentscheidung der Betroffenen bei der Empfängnisverhütung betonte, lehnte Bengsch auch aus der Sorge ab, die Bischöfe könnten gegen den Papst ausgespielt werden.

Zu Bengschs unumstrittenen Leistungen gehört es, dass er die kirchliche Einheit des politisch geteilten Bistums Berlin verteidigte, die nicht nur vom SED-Staat bedroht, sondern auch innerkirchlich in Frage gestellt wurde. Für dieses Ziel stellte er sich sogar gegen den Vatikan, der in den 1970er Jahren zur Anerkennung der DDR-Grenzen und zur Errichtung von ostdeutschen Bistümern bereit war. Erst nach der Wahl des Polen Karol Wojtyła zum Papst waren diese Pläne endgültig vom Tisch.

Norbert Zonker

ROSCH HA-SCHANA

Umkehr und süße Wünsche

Am Abend des 6. September beginnt das jüdische Jahr 5782 – Zeit für Neuanfang



▲ Eine symbolträchtige Karte zum jüdischen Jahr 5781, das im vorigen Herbst begann.

Foto: privat

Das neue Jahr der Juden beginnt im Herbst. Neben fröhlichen Wünschen ist „Rosch ha-Schana“ auch eine nachdenkliche Zeit zur Rückschau auf eigene Fehler und die Erinnerung daran, dass Gott einmal über das Leben richten wird. In unserer Serie „Jüdische Feste“ berichten zwei Frauen über das Fest und ihre Sichtweise – aus christlich-freundschaftlicher und aus direkter jüdischer Perspektive.

Die evangelisch-lutherische Pfarrerin Tabea Baader wirkte ab 2016 an der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) in Augsburg. Seit September 2021 ist sie bei der ESG ihrer Heimatstadt Nürnberg tätig.

Frau Baader (Foto unten) ist nicht nur der interkonfessionelle Dialog, sondern auch der interreligiöse ein großes Anliegen. Sie leistete fünf Jahre Pfarrdienst bei zwei calvinistischen Dorfgemeinden in Schottland und engagiert sich im Vorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in



Augsburg-Schwaben, bei Religions for Peace und im Verein „Rabbiner Henry Brandt e.V.“. Auf Bitten von Professor Franz Sedlmeier, unseren Lesern aus den ersten Folgen bekannt, schildert sie aus ihrer Sicht das jüdische Neujahrsfest Rosch ha-Schana:

Im Herbst 2019 erhielt ich mysteriöse Post: Auf einer Karte grüßte mich ein Fisch und wünschte mir ein „gutes neues Jahr“. Dass dieser Fisch von jüdischen Freunden kam, erschloss sich mir durch die hebräischen Schriftzeichen. Erstaunt und neugierig begann ich zu erkunden, was es mit diesem Gruß auf sich hatte.

Nach jüdischer Zählung beginnt das Jahr am 1. Tischri. Im gregorianischen Kalender, den wir zu benutzen gewohnt sind, fällt dieser Tag im Jahr 2021 auf den Abend des 6. September. Der „Kopf des Jahres“, wie „Rosch ha-Schana“ wörtlich übersetzt heißt, hat mehrere theologische Facetten.

Die jüdische Zählung verweist auf den Beginn der Welt. Im Jahr 2021 beginnt das 5782. Jahr seit ihrer Erschaffung. Auch wenn mich die Naturwissenschaften davon überzeugt haben, dass die Welt weitaus älter ist, so ist die Besinnung auf die Schöpfung zu Jahresbeginn wichtiger denn je, finde ich.

Gott hat die Welt erschaffen, hat sie gut gemacht, dem Menschen Schöpfungsverantwortung übertragen, der der Mensch nicht gewachsen war. Im Bund mit Noah nach der Sintflut hat Gott das ewige Versprechen gegeben: „Niemals, so lange die Erde besteht, werden Aussaat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht aufhören“ (Genesis 8,22). Gut, dass mich das jüdische Neujahrsfest an Gottes Schöpfungsgeschenk erinnert.

Der Fisch, der mich auf meiner Neujahrskarte angesehen hatte, symbolisiert den „Kopf“ (übersetzt „Rosch“). Traditionell ziert die festlich gedeckte Tafel beim jüdischen Familienfest auch ein Fischkopf. Er steht für den Wunsch, das neue Jahr aktiv und vorangehend mitgestalten zu können.

In dem Jahr, nachdem ich die ungewöhnliche Post bekommen hatte,

wollte ich meinen jüdischen Bekannten eine Freude machen. Meine Recherche nach Grußkarten brachte mich zu den Symbolen Apfel, Honig und Granatapfel. Der in Honig getunkte Apfel gehört zur Familienfeier rund um Rosch ha-Schana und steht für den Wunsch eines süßen Jahres. Glück und Wohlergehen sind Neujahrswünsche, die viele Kulturen vereinen. Der Neubeginn entlastet und bringt neue Chancen mit sich.

Der Granatapfel steht für die ernste Dimension des Festes. Beim genauen Betrachten des Fisches auf der Karte sehe ich: Sein Bauch ist so rot wie ein Granatapfel und er ist gefüllt mit Kernen. Der Fisch und der Granatapfel sind fantasievoll zusammengewachsen.

Des Granatapfels Kerne

Mit seinen vielen Kernen erinnert der Granatapfel an die 613 Gebote der Torah. Rosch ha-Schana ist der Beginn von zehn Tagen, die am Yom Kippur, dem Versöhnungstag, enden. Die Gebote der Torah führen zum Leben. In der jüdischen Vorstellung zum Jahresende stellt sich die Frage, wie der Mensch im vergangenen Jahr gelebt hat.

Während der „Jamim Noraim“, der ehrfurchtsvollen Tage, die Tage der Buße und der Reue sind, thront der ewige Gott mit dem Buch des Lebens im Himmel, um die Frage des menschlichen Handelns gründlich zu prüfen. Darin stehen die guten und die schlechten Taten der Menschen. Wenn die guten Taten überwiegen, kann sich der Gläubige auf ein gutes neues Jahr freuen.

Auch wenn ich diesen Gedanken nicht mit „Neujahr“ verbinde, so ist der Gedanke der Prüfung des menschlichen Tuns auch in der christlichen Tradition in der Adventszeit lebendig. Wenn der heidnische Krampus gemeinsam mit dem heiligen Nikolaus die Kinder besucht, stellt er ihnen die Frage, ob sie „brav“ gewesen seien. Die Zeiten, in denen die bösen Kinder in den Sack gesteckt wurden, sind glücklicherweise vorbei. Die Frage nach dem menschlichen Tun bleibt aber bestehen.

Für Christen ist ein Prüfstein menschlichen Handelns in Mt 25 beschrieben: Hast Du Hungrigen zu essen und Durstigen zu trinken gegeben? Hast Du Fremde aufgenommen, Nackte gekleidet und

Kranke und Gefangene besucht? Daran entscheidet sich in der christlichen Tradition die Zukunft des Glaubenden – ewiges Leben oder ewige Verdammnis. Bei aller Verschiedenheit ist der Gedanke ähnlich, dass sich der Mensch am Ende, ob am Jahresende oder am Ende eines Lebens, vor Gott verantworten muss.

Weckruf des Widderhorns

Ich hoffe, dass ich einmal als Gast das Horn des Schofar hören werde. Das Widderhorn ertönt nicht nur zu Rosch ha-Schana, sondern auch zu Yom Kippur – als Weckruf. Am Ende der Gewissensprüfung steht die Versöhnung Gottes mit den Menschen.

Auch dieses Jahr wird das jüdische Neujahrsfest im September fröhlich, aber für die Öffentlichkeit kaum spürbar im Privaten gefeiert werden. In der Apfelkuchensaison des Herbstes haben wir aber ausreichend Gelegenheit, uns bei jedem Bissen an die Traditionen zu erinnern, die nicht als Vergangenheit, sondern als Gegenwart in unserer nahen Umgebung in jüdischen Haushalten lebendig sind. Allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern, die unter uns wohnen, wünschen wir von Herzen: „Rosch ha-Schana“ – ein gutes neues Jahr.

Der Vermittlung von Professor Sedlmeier verdanken wir auch den Beitrag von Tanya Smolianitski (*kleines Foto rechts*), der einen sehr aussagekräftigen und inhaltsreichen Einblick gibt in die jüdischen Vorstellungen und die Traditionen zum Neujahrsfest. Von Frau Smolianitski stammt auch die farbenprächtige jüdische Neujahrskarte des Vorjahrs, dessen Verständnis der vorherige Beitrag erschließt. Sie ist promovierte Historikerin und Mutter eines Sohnes. Über 15 Jahre lang führte sie die Bildungsarbeit einer amerikanischen jüdischen Wohltätigkeitsorganisation. Seit 2019 ist sie Vorsitzende des „Rabbiner Brandt – Brücken bauen für interreligiöse Verständigung e.V.“. Sie schreibt über Rosch ha-Schana:

Während der Sommer und die Erntezeit langsam vorübergehen, beginnt die Zeit, in der man sich aktiv mit sich selbst und dem eigenen

Leben auseinandersetzen soll, denn das kommende jüdische Jahr steht vor der Tür.

Diese Phase des Kalenders wird als die „Hohen jüdischen Feiertage“ bezeichnet. Den Anfang dieser Feiertage macht Rosch ha-Schana – das jüdische Neujahrsfest.

Rabbiner Henry G. Brandt sagte hierzu einmal: „Für Juden ist das Neujahrsfest einer der Hohen Feiertage. Das Wort ‚Höhe‘ lässt sich in diesem Zusammenhang so verstehen, dass der Mensch zu diesem Zeitpunkt für kurze Zeit in seinem Rennen durch das Alltagsleben anhält, um von der geistigen Höhe dieses Moments der Besinnung aus über die vor seinem inneren Auge sich entfaltende Ebene des Zeitgeschehens Ausschau zu halten“ (Ansprache zu Rosch ha-Schana 5745).

Ganz wörtlich bedeutet Rosch ha-Schana „Kopf des Jahres“. Es fällt nach jüdischem Kalender auf den 1. und 2. Tischri. Tischri liegt stets im Herbst und überschneidet sich häufig mit den Monaten September und Oktober des gregorianischen Kalenders. In diesem Jahr beginnt Rosch ha-Schana am Abend des 6. September. Nach den biblischen Zahlenangaben beginnt das Jahr 5782.

Es ist der einzige Feiertag, der auf den Anfang eines Monats fällt, und dennoch beginnt der Kalender nicht in diesem Monat. In der Torah ist zu finden, dass „im siebten Monat, am ersten Tag des Monats euch ein Ruhetag sein soll, Gedenken des Terua-Tones [=Jubelschalls], Tag der heiligen Berufung“ – Wajikra 23:24 (=Lev 23:24).

So sehen wir, dass das Neujahrsfest nicht nur einen Namen trägt, sondern weitere Namen die besondere Eigenschaft dieser Tage der Besinnung verdeutlichen:

Tag des Halls. Zu der Liturgie des Feiertags gehört das Blasen des Schofar, eines rituellen Blasinstruments aus einem Widderhorn. Es ist der laute Ton des Schofar, der uns Menschen wachrütteln und zum Nachdenken bringen soll.

Rabbi Brandt schrieb hierzu: „Das Blasen der Trompeten, welches aus der Tradition des Ertönsens des Schofar entstammt, verkündet vor allem die Majestät und das königliche Richteramt G-ttes. Der jüdische Denker, Arzt und Wissenschaftler des Mittelalters, Maimonides, be-

tonte die im Hören dieses aufrüttelnden Tones implizierte Mahnung zur Rückschau. Sie rufe zu einem ‚Erwache, du Schläfer, und überdenke dein Tun! Prüft eure Taten und sorgt euch um eure Seelen. Verlasst eure sündigen Wege und Gedanken und kehrt zurück zu Gott, auf dass Er euch Gnade beweise.‘“

Dies führt auch zu einem weiteren Namen für das Neujahrsfest: Tag des Gerichts. In der Liturgie findet sich hierzu eine poetische Beschreibung dieser Zeit: „Du öffnest das Buch des Gedenkens, von selbst wird es vorgelesen, die eigene Unterschrift jedes Menschen ist darin, in das große Schofar wird geblasen und leises Flüstern vernommen, die Engel sind bestürzt, von Zittern und Beben ergriffen und sprechen: Das ist der Tag des Gerichtes, zu prüfen das Heer des Himmels im Gericht.“

Taschlich machen

Und weiter: „Unsere Sünden sollen so weiß wie Schnee gemacht werden“ – Jeschajahu [=Jesaja] 1:18. Daher ist zu den Hohen Feiertagen die Synagoge stets in weißen Farben dekoriert, von den Blumen über die Kleidung bis hin zur Kopfbedeckung. Selbst die Torahrollen tragen einen weißen Mantel.

Mit Rosch ha-Schana beginnt die Zeit der Buße und Umkehr – symbolisch löst man sich von seinen Sünden, indem man Taschlich macht. Übersetzt bedeutet dies: (Du

sollst) werfen. Es beschreibt eine Zeremonie, bei der man Krümel aus den Hosentaschen an einem natürlichen Gewässer – also einem Bach oder See – leert. Dabei zitiert man eine Passage aus dem Buch des Propheten Micha: „Du wirfst (tatsächlich) all unsere Sünde in die Tiefen des Meeres“ – Micha 7:19.

Ob man dieses Ritual am Lech in Augsburg, dem Mittelmeer in Italien oder an einem kleinen Bach in der Schweiz begeht, ist dabei egal – die Orte für Taschlich sind ganz vielfältig.

Das Neujahrsfest ist, trotz der intensiven Auseinandersetzung mit einem selbst, natürlich auch ein sehr positives Fest. Dies

zeigt sich vor allem an den Wünschen und Grüßen, die man sich gegenseitig ausspricht: Schana towa u'metuka – „ein gutes und süßes neues Jahr“ ist die wohl gängigste Grußformel. Daheim spiegelt sich das süße Jahr selbstverständlich in den Mahlzeiten wider. Traditionell findet man Apfelstücke auf dem Tisch, die man in Honig tunken kann oder Honigkuchen.

Jeder liebt kleine Besonderheiten im Alltag. Vielleicht besuchen Sie einen Bauernhof oder einen besonderen Markt, schauen sich um nach Äpfeln und bringen diese Ihrer Familie oder Freunden mit. Reflektieren Sie, teilen Sie Ihre persönlichen Erlebnisse mit und essen Sie etwas Süßes.

In diesem Sinne Ihnen allen, liebe Leserinnen und Leser, ein gesundes und süßes Jahr – Schana towa!



▲ Zum jüdischen Neujahrsfest Rosch ha-Schana – hier 2019 in der Bonner Synagoge – erklingt der Schofar aus dem Horn des Widders. Der Weckruf soll helfen, das neue Jahr bewusst und bereit zur Umkehr zu beginnen. Fotos: privat (2), KNA

900 JAHRE PRÄMONSTRATENSER

Der wahre Norbert von Xanten

„Zu jedem guten Werk bereit“: Sonderausstellung widmet sich dem Ordensgründer

Die Außenmauern des untersten Stockwerks stehen bereits. Mit einem hölzernen Tretrad-Kran hieven zwei Arbeiter Steine über die Mauer. Ein anderer sorgt mit einem Schubkarren für Nachschub. Direkt daneben mischt einer Mörtel an, der in Bottichen über einen Steg auf das Holzgerüst getragen wird. Hier sind die Maurer am Werk. Etwas abseits der Baustelle schlägt ein Arbeiter mit der Axt einen Baum, ein anderer bringt Geäst herbei. Daneben messen zwei Zimmerer mit der Schnur Balken ab. Angeleitet werden die Arbeiten von einem Mann in Habit mit Birrett und Kapuze und einem Wanderstock in der Hand.

Der Mann, der die Baustelle leitet, ist kein Geringerer als der heilige Norbert von Xanten. Die Arbeiter ihrerseits sind die ersten Prämonstratenser – alle mit Cappa und Skapulier der Ordenstracht –, die 1122 die erste Klosterkirche der neu gegründeten Ordensgemeinschaft im nordfranzösischen Prémontré errichten. Den genauen Ort gibt Jesus an, der am Kreuz über der Baustelle schwebt und mit seinen Wundmalen den Grundriss vorgibt.

„Das ist eine wunderbare Darstellung einer frühneuzeitlichen

Baustelle“, freut sich Historikerin Franziska Honer, die als Kulturreferentin des Landkreises Neu-Ulm für das Klostermuseum Roggenburg zuständig ist. Eine Sonderausstellung widmet sich dem 900-jährigen Bestehen des Prämonstratenserordens und in besonderer Weise dem Leben des Ordensgründers Norbert von Xanten (1080 bis 1134). Ihr Titel und zugleich Leitspruch der Prämonstratenser: „Ad omne opus bonum paratum – Zu jedem guten Werk bereit“.

Wie Comic-Streifen

Im Mittelpunkt der Schau stehen zwölf kolorierte Federzeichnungen aus dem Weißenauer Traditions-codex, die das Leben Norberts darstellen. „Die Bilder haben was von Comic-Streifen“, erklärt der Roggenburger Prämonstratenserpater Roman Lösching. „Sie erzählen die Geschichte auf eine moderne Art – auch wenn sie sehr alt sind.“

Der Codex wurde um 1530 im Prämonstratenserklöster Weißenau bei Ravensburg in Oberschwaben unter Abt Jakob Murer angefertigt. Er ist überwiegend auf Latein verfasst, einige Passagen auf Deutsch. Neben der Vita des heiligen Norbert

enthält er eine Geschichte des Klosters Weißenau, Notizen über den Prämonstratenserorden und deutsche Gedichte. Der Original-Codex wird im Waldburg-Zeil'schen Gesamtarchiv bei Memmingen aufbewahrt. In der Sonderausstellung sind Reproduktionen zu sehen.

Dass Norbert erst 1621, fast 500 Jahre nach seinem Tod, heiliggesprochen wurde, ist in diesem Fall ein Segen, sind sich Honer und Pater Roman einig. „Da der Codex vor der Heiligsprechung entstanden ist, fehlt der liturgische Zierrat. Hier geht es um den Menschen Norbert“, sagt Pater Roman. Die Historikerin stimmt ihm zu: „Der Codex ist echte Geschichtsschreibung.“

Der Bilderzyklus beginnt mit Norberts Tätigkeit als Wanderprediger um 1115. Ein Großteil der Abbildungen widmet sich den Anfängen der klösterlichen Gemeinschaft – vom ersten gemeinsamen Osterfest über die Wahl der Ordensregel und des weißen Ordensgewands bis hin zum Bau des Klosters in Prémontré. Außerdem nimmt Norberts Zeit als Bischof von Magdeburg einen großen Platz in der Vita ein. Unter dem Titel „Mit Bibel und Spaten“ widmet auch Magdeburg ab dem 8. September seinem früheren Bischof

Norbert eine große Ausstellung (*Bericht folgt*).

Nach dem historischen Teil, der auch Exponate aus der Dauerausstellung umfasst – etwa einen Stammbaum des Ordens als Kupferstich –, spannt das Roggenburger Klostermuseum den Bogen zur Gegenwart. Anschaulich wird dargestellt, wie die Chorherren noch heute das Ordensmotto „Zu jedem guten Werk bereit“ mit Leben füllen.

Schließlich werden auch die Besucher aufgefordert, sich Gedanken über „gute Werke“ zu machen. „In dieser schnelllebigen Zeit sollen sich die Besucher kurz ein paar Minuten nehmen und darüber nachdenken, was für sie ein gutes Werk ist – und es idealerweise in den Alltag mitnehmen“, erklärt Kulturreferentin Honer. Mögliche Antworten zeigt eine Pinnwand: „meiner Mama helfen“, „verzeihen können“, „Zivilcourage leben“, „jeden Menschen so annehmen, wie er ist“. *Romana Kröling*

Information

Die Ausstellung im Klostermuseum Roggenburg läuft bis Ende 2022. Sie ist samstags, sonntags und feiertags von 14 bis 17 Uhr geöffnet, von April bis Oktober zusätzlich donnerstags und freitags. Der Eintritt ist frei.



►► Der Weißenauer Traditions-codex aus dem 16. Jahrhundert bildet das Leben des Ordensgründers Norbert von Xanten in 22 Abbildungen eindrücklich ab. Besonders angetan sind der Roggenburger Prämonstratenserpater Roman Lösching und die Historikerin Franziska Honer von der Darstellung des Klosterbaus in Prémontré (Foto rechts).

Fotos: Kröling



ALTE KIRCHE SARGENZELL

Glaube macht die Löwen sanft

In diesem Jahr zeigt der Fruchtetepich das Gottvertrauen des Propheten Daniel

SARGENZELL – Nach einem Jahr Zwangspause wegen der Corona-Pandemie war es in diesem Jahr wieder möglich, in der Alten Kirche Sargenzell im hessischen Hünfeld einen Fruchtetepich zu legen. Er zeigt das Motiv „Daniel in der Löwengrube“.

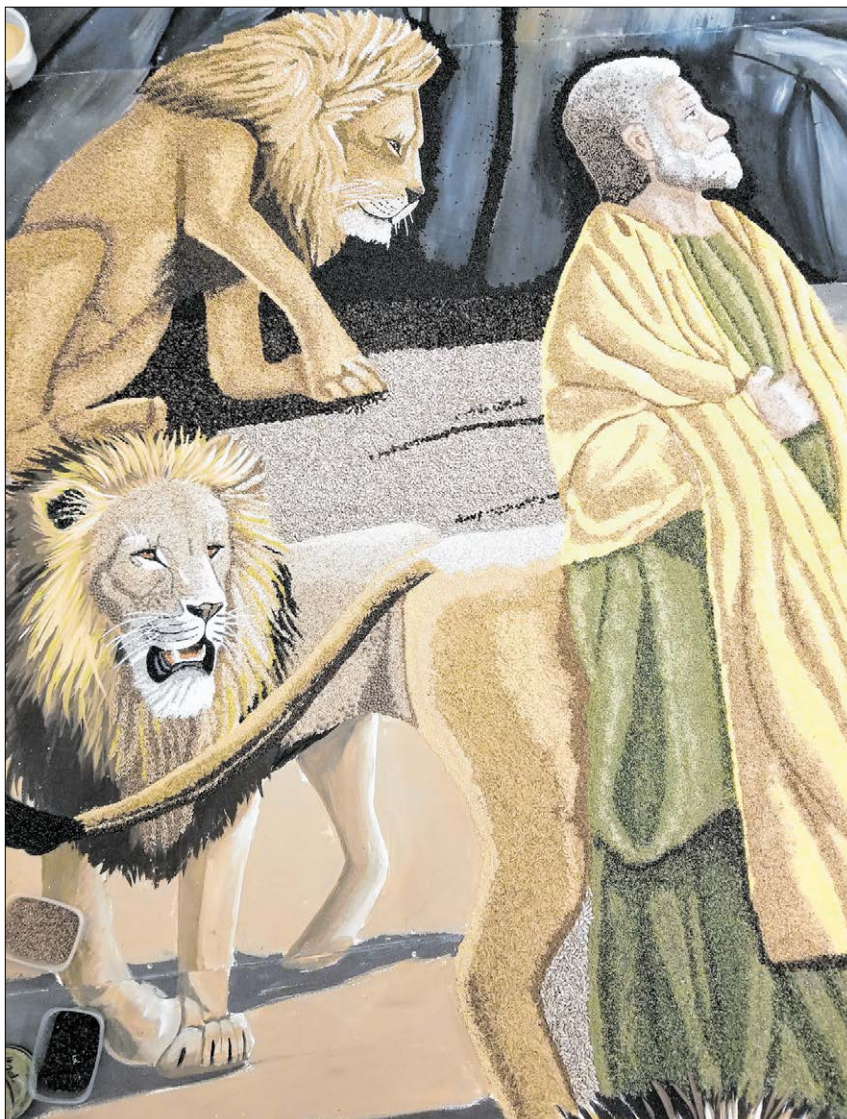
Nachdem die Inzidenzzahlen Mitte Juni stark gefallen waren, entschloss sich der Vorstand des Fördervereins Alte Kirche Sargenzell, das Projekt 33. Fruchtetepich zu starten. Schon im vergangenen Jahr sollte das Kunstwerk aus Samen und Körnern zum Motiv „Daniel in der Löwengrube“ gelegt werden – angelehnt an eine Illustration des US-amerikanischen Künstlers Dan Burr.

In nur 14 Tagen malte die künstlerische Leiterin Heike Richter das Bild komplett farbig und aus Gründen des Urheberrechts leicht verändert und übertrug es dann auf acht Spanplatten. Diese Vorlage hilft dem Lege-Team, mit den Körnern ein Werk zu schaffen, das die Besucher zum Staunen bringt. In bewährter Manier werden die Umrisse, Fugen, Augen und Mäuler geklebt, bevor 80 Prozent der Körner lose gestreut und gelegt werden. Die Vorlage wird übrigens zum Ende der Ausstellung an den Meistbietenden versteigert.

Mit großer Sorgfalt

Immer abends traf sich ein festes Team von sechs Frauen, unterstützt von mehreren Kindern und Jugendlichen, zu der anstrengenden Arbeit. Die Spanplatten lagen dabei auf einem Dachlattengerüst. Sie sind verschraubt, damit sie bei Bewegung nicht verrutschen.

Da nicht alle gleichzeitig am Teppich Körner legen konnten, halfen sie auch beim Säubern und Auslesen der Samen. In diesem Jahr war das überwiegend verunreinigter Raps. Zu den Helfern am Teppich kamen noch vier Frauen, die täglich im gleichen Zeitraum Samen und Körner auslasen. „Bei der Gestaltung, dem Ausstreuen und Schattieren, benötigen sie äußerste Sorgfalt und auch künstlerische Begabung, etwa das Sehen von Farbnuancen. Die Helfer müssen immer die passenden Naturprodukte auswählen“, erklärt Brigitte Lindner, Schriftführerin des Fördervereins Alte Kirche Sargenzell.



▲ Erst kurz vor der Eröffnung wurde der Fruchtetepich in der Alten Kirche Sargenzell in diesem Jahr fertig – links unten sind noch die Samenbehältnisse zu sehen, mit denen Korn für Korn „Daniel in der Löwengrube“ gelegt wurde. Foto: Lindner

Das Legen und Streuen war durch die Corona-Vorschriften nicht beeinträchtigt: Die Helfer, die sich in der Alten Kirche trafen, sind bereits vollständig geimpft. Da an verschiedenen Stellen gearbeitet wurde, konnten auch die Abstände problemlos eingehalten werden.

120 Samenarten

Gestaltet wurde der Fruchtetepich aus etwa 70 Arten von Samen und Körnern, die zum Bestand des Fördervereins zählen. Nach der Reinigung werden diese immer wieder verwendet. Hinzu kommen Samen, Getreideprodukte, getrocknete Kräuter und Gewürze aus Spenden.

Das Motiv „Daniel in der Löwengrube“ zeigt eine Felsenhöhle. In diese wird Daniel, dessen Name „Gott ist mein Retter“ bedeutet, geworfen, weil er Gott anbetet und

nicht den heidnischen König Darius. Auf dem Bild, das der Fruchtetepich zeigt, steht Daniel aufrecht in jener Höhle, umringt von männlichen und weiblichen Löwen. Die Höhle wirkt kalt mit ihrem sandigen Boden. Überall liegen Knochen und Gebeine. Die dunklen Felsen sind teilweise bemoost. Durch eine schmale Öffnung fällt das Tageslicht herein.

Wie in der alttestamentlichen Erzählung (Dan 6,2–29) wirken die Löwen friedlich und freundlich. Sie sind nicht angriffslustig. Daniel hat sogar die Hand auf einen Löwen gelegt. Weiterhin ist ein Engel zu sehen, sehr groß und mit breiten Flügeln, der schützend die Arme ausgebreitet über Daniel schwebt und ihn vor der Gefahr durch die Löwen bewahrt.

„Dieses Bild“, findet Lindner, „passt sehr gut zur gegenwärtigen

Situation. Es hat alles, was die Menschen seit einiger Zeit in der Corona-Krise begleitet: Einsamkeit, Hoffnung, Vertrauen und den Glauben an Gott.“

Die jährliche Gestaltung eines Fruchtetepichs zu Erntedank entstand ursprünglich, um die alte Kirche vor dem Abriss zu bewahren und aus den Spenden für den Fruchtetepich zu restaurieren. Als das Ziel erreicht worden war, wurde das Projekt beibehalten. Die eingehenden Spenden kommen nun anderen sozialen, karitativen und kulturellen Projekten oder Bedürftigen direkt zugute. Neben der Hauptattraktion „Fruchtetepich“ wird die schön restaurierte Alte Kirche für kulturelle Zwecke genutzt. So finden hier unter anderem Ausstellungen oder Theateraufführungen statt.

Schauen, Staunen, Hören

Der Fruchtetepich lockt jedes Jahr bis zu 50 000 Besucher aus dem ganzen Bundesgebiet an. „Schauen, Staunen und Hören, was die Bildbetreuer über das Dargestellte erzählen, und dann etwas für den Alltag mitnehmen – diese Erfahrung möchten wir als Förderverein den Besuchern vermitteln“, erklärt Brigitte Lindner. Es sind immer ehrenamtliche Helfer anwesend, die den Besuchern das Bild und die Bedeutung der einzelnen Geschehnisse erklären und Fragen beantworten.

Bilder und Karten vom Fruchtetepich können in diesem Jahr außerhalb des Gebäudes an einem Verkaufsstand im Zelt erworben werden. Den faszinierenden Eindruck, wie die vielen liebevoll platzierten Körner ein großes Ganzes ergeben, vermittelt aber am besten ein Blick aus der Nähe.

Lydia Schwab

Information:

Die Ausstellung ist ab Samstag, 4. September, bis Sonntag, 31. Oktober, täglich von 10.30 bis 16.30 Uhr geöffnet. Es gelten die Corona-Vorschriften des Landes Hessen. Gruppen über fünf Personen sollten sich unter Tel. 0 66 52/18 01 95 oder 0 66 52/7 93 85 91 anmelden und dem Einlasspersonal eine Teilnehmerliste übergeben. Da Busunternehmen oft den Zeitraum zwischen 13 und 15 Uhr wählen, wird Privatpersonen geraten, auf andere Zeiten auszuweichen. Näheres gibt es im Internet unter www.fruechetepich.de.

JOHN CAGE IN HALBERSTADT

Die Entdeckung der Langsamkeit

Orgelstück „As slow as possible“: Musik, die die Jahrhunderte überbrücken soll

Wie langsam muss sich etwas vollziehen, damit es maximal langsam ist? Und wie lange wird es dauern, bis ein angestrebtes Ende erreicht ist? Diese weniger physikalische als philosophische Fragestellung stand am Beginn eines einmaligen Projekts, das viele für eines der größten Kunstwerke überhaupt halten, andere dagegen schlicht für Spinnerei. An diesem Sonntag feiert es seinen 20. Geburtstag – und steht doch noch ganz am Anfang.

In Halberstadt, der ehemaligen Bischofsstadt in Sachsen-Anhalt, wird ein Werk aufgeführt, das das Schnecken tempo bereits im Titel führt: „As slow as possible“ (So langsam wie möglich) ist das Opus überschrieben, das die Jahrhunderte überspannen soll. Komponiert – oder vielleicht besser: erdacht – hat es der US-amerikanische Musiker und Philosoph John Cage (1912 bis 1992).

Sehr, sehr viel Zeit

Dessen Fans sind einiges gewöhnt, aber in Halberstadt, dem „Tor zum Harz“, müssen auch sie Neuland betreten. Für die Aufführung von *Organ²/ASLSP* – Letzteres steht für „As slow as possible“ – hat man auf die Frage nach der maximalen Langsamkeit eine Antwort gefunden. Es soll sehr, sehr viel Zeit vergehen, bis das Stück aufgeführt sein wird: auf den Tag genau 639 Jahre – länger, als man am Kölner Dom gebaut hat.

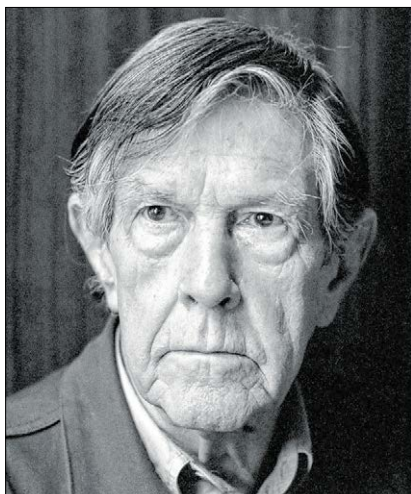
„Es ist ein Projekt der Hoffnung“, erklärt Rainer Neugebauer. „Sollte die Aufführung ungestört ihr Ende erreichen, hätte man hier die längste Zeit in der Geschichte ohne Krieg und Zerstörungen erlebt.“ Neugebauer ist Vorsitzender des Kuratoriums der John-Cage-Organ-Stiftung, die das Projekt betreut.

Auf dem Weg zum Aufführungsort, der fast 1000 Jahre alten Burchardi-Kirche, erklärt der Sozialwissenschaftler, dass „As slow as possible“ mitnichten „Das längste Musikstück der Welt“ ist, wie es die Stadt auf ihren Hinweisschildern behauptet, die die Cage-Fans leiten sollen. „Es ist vielmehr eine der langsamsten Realisierungen eines Musikstücks“, sagt Neugebauer.

Die Burchardi-Kirche liegt am Rand der Innenstadt. Man betritt einen ausladenden Hof mit Schup-



▲ Klang aus dem Querhaus: Die kleine Orgel ist ein Provisorium. Für eine größere ist noch kein Geld da. Fotos: Traub (4)



▲ John Cage, Komponist des Orgelstücks *Organ²/ASLSP*.

pen, Sozialkaufhaus und alter Kastanie im Zentrum. Dahinter liegt das Cage-Haus, der Sitz der Stiftung. Die schlichte Kirche ist der letzte Hinweis darauf, dass hier einst ein Kloster existierte. Nähert man sich dem früheren Gotteshaus, das nach der Säkularisierung auch mal als Schweinestall erhalten musste, will ein immer deutlicher werdendes Geräusch nicht mehr aus dem Ohr weichen.

Hinter der einfachen Holztüre der früheren Klosterkirche stellt man überrascht fest, dass die kleine Kirche eher einer Ruine ähnelt als einem Sakralbau. Gleich rechts bietet ein Stand Souvenirs feil. Aber zum Wundern bleibt kaum Zeit, zu allgegenwärtig ist nun das sonore Dröhnen, das bisweilen zu vibrieren scheint. Etwas Maschinenhaftes

charakterisiert den vollen und ein wenig beunruhigenden Klang. Kein Rhythmus ist zu vernehmen, keine Melodie. Musik klingt anders.

Um die Herkunft des Klangs zu ermitteln, genügen ein paar Schritte zum Querhaus. Links sieht man einen gewaltigen Blasebalg, auf der gegenüberliegenden Seite eine Holzkonstruktion auf einem Podest: eine Orgel im Miniaturformat. Mittlerweile sind sieben kleine und etwas größere Pfeifen im Einsatz, Sandsäckchen fixieren die Tasten und garantieren, dass die Ventile offen bleiben. Musiker braucht es hier nicht. Der strombetriebene Blasebalg ist im Dauereinsatz und pustet Luft in die Orgelpfeifen.

Rainer Neugebauer, der vor vielen Jahren nach Halberstadt gekommen ist, um die Hochschule Harz mit aufzubauen, blickt auf die Anfänge des Orgel-Kunst-Projekts zurück: „1998 haben die Teilnehmer einer Tagung für neue Orgelmusik in Trossingen die Idee entwickelt, *Organ²/ASLSP* aufzuführen.“ Durch persönliche Kontakte kamen Halberstadt und die leerstehende Burchardi-Kirche ins Spiel.

Fahrt aufgenommen hat die Sache mit der Erinnerung an die erste Großorgel mit einer zwölfköpfigen Klaviatur. Nicolaus Faber hatte das seinerzeit modernste Instrument für den Halberstädter Dom konstruiert. 1361 war es geweiht worden. „Das Jahr 2000 wurde dann als Spiegelachse festgelegt, was bedeutet, dass die 639 Jahre, die seit der Orgelwei-

he bis dahin vergangen waren, die Spieldauer von *Organ²/ASLSP* ergeben soll“, erklärt Neugebauer.

Der 5. September, der Geburtstag von John Cage, wurde als Startdatum festgelegt. Da der Blasebalg erst 2001 seinen Dienst aufnehmen konnte, wird die Aufführung, wenn alles wie gewünscht verläuft, am 5. September 2640 ihr Finale erleben. Das allerdings ist alles andere als gewiss. Denn dem national und international viel beachteten Projekt droht die Luft auszugehen.

„Wir haben in 20 Jahren zwar rund eine Million an Sponsorengeldern eingeworben“, sagt Neugebauer, „eine dauerhafte institutionelle Förderung fehlt jedoch.“ Immerhin konnten Kirche und Cage-Haus für einen Euro von der Kommune gekauft werden. „Doch wir brauchen dringend Hilfe, in finanzieller und personeller Weise“, blickt der emeritierte Wissenschaftler besorgt in die Zukunft.

Gott und Che Guevara

Alle sogenannten Klangjahre sind bereits verkauft: Kleine Metalltafeln, für jedes der 639 Jahre eine, konnten von Fans und Unterstützern des Projekts erworben und mehr oder weniger individuell betextet werden. Sie hängen an einer Stahlschiene, die über die schrundigen Wände der Kirche verläuft, und stoßen auf großes Interesse. „Die einen vertrauen auf Gott, andere setzen mit Che Guevara auf die revolutionäre Fan-



▲ Platz für die Ewigkeit: Drei der über 600 Tafeln, mit deren Kauf Spender das Projekt in Halberstadt unterstützt haben. Das Bild links zeigt John-Cage-Fan Rainer Neugebauer, der die Türe der Burchardi-Kirche öffnet.

tasie „Seien wir realistisch, versuchen wir das Unmögliche“, fasst Neugebauer zusammen.

Ihre Stifter berufen sich auf Johann Sebastian Bach ebenso wie auf den US-Soulsänger Marvin Gaye. Sie zitieren Moses Mendelssohn, Ernst Bloch und Joseph Beuys, der vermutete: „Die Ursache liegt in der Zukunft.“ Die Tafeln sind ein eindrucksvolles Indiz für die Faszination, die das Cage-Projekt auf die Spender ausgeübt hat, die sich mit ihrer Unterstützung von Organ²/ASLSP auch einen Platz in der Ewigkeit sichern möchten.

Zeit ist wie eingefroren

Ein wenig lenkt die Lektüre der Texttafeln von der Konzentration auf den Klang ab. Der aber ist notorisch und gibt nicht nach. Wer sich einlässt auf diese Erfahrung, die weit über das Musikalische hinausweist, wird rasch die große Distanz zu den Parametern feststellen, die aktuell den Lauf der Zeit bestimmen.

In der Burchardi-Kirche steht die Zeit zwar nicht still, wirkt aber wie eingefroren. Entschleunigung statt der permanenten Aufgeregtheit dieser Tage, für die es die Corona-Pandemie und ihre Folgen gar nicht gebraucht hätte. Der Klang-Raum entfaltet meditative und spirituelle Wirkung. Die optimistische Grundstimmung, die hier herrscht, ist ansteckend.

Es sei ein verrücktes Projekt, gibt Rainer Neugebauer unumwunden zu. „Die herkömmlichen Erwartungen an ein Konzert werden nicht erfüllt. Aber ich kenne Menschen, nicht nur Musiker, die stundenlang in der Kirche sitzen und lauschen.“ Auch der Zuspruch zu den Klangwechseln sei enorm. Dann erklingen neue Orgelpfeifen oder ein Klang endet. Am 5. Februar 2022 steht der nächste Wechsel auf dem Spielplan. Nachdem im September 2020 zwei neue Pfeifen eingesetzt wurden und ein gis sowie ein e' das Klangspektrum erweiterten, wird im nächsten Jahr das gis wieder verstummen.

Kritik an dem Projekt äußerte ausgerechnet der Organist Gerd Zacher. Er bedauerte, dass aufgrund der Länge der Aufführung die menschliche Komponente fehle. Der 2014 verstorbene Musiker, dem Cage Organ²/ASLSP gewidmet hatte, beendete das Stück bei der Uraufführung 1987 etwas zügiger als die Halberstädter — nach rund 29 Minuten. Festgelegt hat Cage in seinem wenige Seiten umfassenden Notentext nur die Tonhöhe und die relative Dauer der Klänge.

„So lange, wie ihr wollt“

Cage indes dürfte mit der Halberstädter Inszenierung zufrieden sein. „Macht es so lang, wie ihr wollt“, sagte er in der Regel zur Aufführungspraxis seiner Stücke“, weiß Neugebauer, der Cage 1979 live erlebt hat. Jeder Klang galt ihm als Musik. Die Konzentration solle auf den einzelnen Ton gerichtet sein, nicht auf eine Vielzahl aufeinander folgender. Außerdem forderte er, die

Subjektivität des Komponisten zurückzunehmen. So erstaunt es nicht zu erfahren, dass Organ²/ASLSP mit Hilfe eines Zufallsgenerators entstanden ist.

Auf den Zufall will sich die John-Cage-Orgel-Stiftung in Halberstadt nicht verlassen. Die Stromrechnung muss schließlich bezahlt werden, damit der Blasebalg weiter pusten kann. Denn nur dann kann eintreten, was der Schriftsteller Bruno Preisendörfer auf seiner Spender-tafel verewigen ließ: „Es wird einmal gewesen sein.“ *Ulrich Traub*

Informationen

im Internet: www.aslsp.org.



Die Heimat des Orgel-Projekts in Halberstadt: der ehemalige Klosterhof mit der Burchardi-Kirche und dem Cage-Haus hinter der Kastanie.

37 Toni warf einen langen Blick auf das verschlossene Stalltor, aus den Fenstern fiel der Lichtschein auf den Hof. Er presste die Lippen zusammen und startete den Motor. Das junge Paar und die Großeltern winkten sich heftig zu, als das Auto langsam vom Hof auf die Straße rollte. Toni sagte auf der Heimfahrt lange Zeit kein Wort. Lotte fragte sich bang, ob dieser Besuch eine gute Idee gewesen war.

Einige Tage später, an einem Sonntag, kurz nach Mittag, klingelte es bei Lotte und Toni. Zwei Minuten später standen Oma und Opa, in ihrem feinsten Sonntagsstaat, im Flur. Lotte war tatsächlich überrascht. Sie hatte nicht ernsthaft mit dem Besuch gerechnet, denn Oma und Opa verließen den Hof äußerst selten, eigentlich nur zur Kirche, zu Hochzeiten, Beerdigungen und Arztbesuchen.

„Oma, Opa! Wie seid ihr denn hergekommen?“ Oma hatte nie den Führerschein gemacht, Opa fuhr seit Jahren nicht einmal mehr einen Traktor. Die Oma lächelte. „Der Robert hat uns hergefahren. In zwei Stunden, hat er versprochen, holt er uns wieder ab. Das passt uns sehr gut!“, setzte sie, augenscheinlich äußerst zufrieden mit dieser Vereinbarung, hinzu.

Opa winkte ab. „Der Robert ist natürlich wieder einmal bei einer neuen Freundin. Seit ein paar Tagen hat er schon wieder eine andere. Ich weiß nicht, wo das noch hinführen soll bei dem! Kaum hat man von der einen den Namen im Kopf, hat er wieder eine andere. Ich geb's auf, das sag ich euch!“

Lotte lächelte. „Typisch!“ Sie bat ihre Gäste ins Wohnzimmer. „Er ist eben jung, der Robert!“, verteidigte sie ihren immer gut gelaunten, lebenslustigen Schwager.

Die Oma schnaubte entrüstet. „Der Toni ist ein gutes Jahr jünger als der Robert, aber um zehn Jahre reifer und vernünftiger. Auf den ist Verlass. Ich bin ja neugierig, ob er pünktlich kommt, um uns wieder abzuholen, der Robert. Wahrscheinlich vergisst er vor lauter Süßholzraspeln mit seiner neuen Freundin die Zeit, dann ist er zur Stallarbeit zu spät dran und der Babb und die Mam sind wieder mal auf 180. Aber brauchst nicht meinen, dass das unserem Robert was ausmacht, dem Filou.“

Opa berichtete schmunzelnd: „Ein Radio hat er im Kuhstall installiert, damit ihm bei der Stallarbeit nicht gar so langweilig ist, und wenn sie ihn schimpfen, weil er wieder zu spät gekommen ist, stellt er den Apparat recht laut ein und schreit: Ich versteh' nix!“

Große Liebe im Gegenwind



Oma und Opa freuen sich riesig über den Besuch von Toni und seiner kleinen Familie und wollen besonders die kleine Ursula am liebsten gar nicht mehr gehen lassen. Lotte betont beim Abschied: „Ihr seid jederzeit herzlichst eingeladen.“ Die beiden versprechen, das Angebot gerne anzunehmen und Toni, Lotte und Ursula bald in der Stadt zu besuchen.

Toni hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört. „Ein Radio! Das haben die Eltern doch nie haben wollen!“

„Nein, begeistert waren sie nicht, das kannst du dir vorstellen. Am Anfang war es so: Der Robert hat das Radio im Stall aufgestellt und die Mam hat den ‚Dudelkasten‘ gepackt und wieder hinausbefördert. Aber der Robert hat es jedesmal wieder hineingeholt und irgendwann ist es geblieben. Außerdem hat er einen Artikel, in dem stand, die Kühe geben mehr Milch bei schöner Musik, in der Landwirtschaftszeitung gefunden und den hat er rot umrandet und den Eltern hingelegt.“

„So?“ Toni blieb ernst. „Ich hab ihnen das auch öfters gesagt, aber einverstanden waren sie trotzdem nicht mit der Musik im Stall.“ Oma nahm Tonis Arm. „Aber Bub, einverstanden sind sie heute auch nicht. Aber das beirrt den Robert nicht. Der setzt seinen Kopf durch, und wenn der Babb und die Mam noch so wild schimpfen, du kennst ihn doch!“

Sie lachte. „Neulich ist er den ganzen Tag mit den Ohrenschützern, die man beim Sägen mit der Kreissäge aufsetzt, herumgelaufen. Dabei hat er gar nicht gesägt. Ich hab ihn gefragt, was das denn zu bedeuten hätt', ob er gar Ohrenschmerzen hätt'. Und wie, Oma, hat er mir geantwortet. Der Babb und die Mam sind so schlecht aufgelegt heut', seit in der Früh tun sie nix wie schimpfen mit mir – und bloß weil ich aus Versehen den

Riegel im Kälberlaufstall zum Zumachen vergessen hab. Na ja, es hat ein Weilchen gedauert, bis die sechs Viecherl wieder eingefangen waren. Zugegangen ist es im Stall, dass eine rasante Verbrecherjagd im Fernsehen nix dagegen ist, hat der Robert gesagt, und seitdem schimpfen sie mit ihm, dass der geduldigste Mensch Ohrenschmerzen kriegen muss. Bis am Abend die Stallarbeit vorbei war, hat er die Ohrenschützer angehabt und dann ist er davon mit dem Auto und erst lang nach Mitternacht wieder heimgekommen!“

„Und am nächsten Morgen hat er verschlafen!“, setzte Opa den Bericht über den ungebärdigen Enkel augenzwinkernd fort. Toni grinste unwillkürlich ein wenig schadenfroh. Ein braver Sohn war Robert nie gewesen. Und in einem verborgenen Winkel seines Herzens wünschte er sich natürlich, die Eltern würden merken, was sie an ihm verloren hatten.

Lotte bewirtete die Oma mit Kaffee und Kuchen. Opa wünschte sich ein Weißbier und eine ordentliche Brotzeit mit Brot und Butter und einem schönen Stück Leberkäs. Das wäre ihm am Nachmittag bedeutend lieber als das süße Zeug, ließ er wissen. Sie ratschten, und Oma beschäftigte sich begeistert mit ihrer Urenkelin, von der Lotte erleichtert erzählen konnte, dass sie bei weitem nicht mehr so viel schrie wie noch vor ein paar Wochen.

Es wurden für alle sehr kurze weilige zweieinhalb Stunden, denn Robert kam natürlich später als ab-

gemacht, um seine Großeltern abzuholen.

Toni grinste seinen älteren Bruder spöttisch an. „Ich hab' schon davon gehört, dass du in unserem Kuhstall Cowboy gespielt hast!“ Robert verdrehte die Augen, lachte ungerührt, als hätte er eine Heldentat vollbracht.

„Ha, da war endlich was los in unserem langweiligen Kuhstall. Das hättest du sehen sollen: Die halbwüchsigen Kälber sind herumgesprungen, dass es eine wahre Freude war, und wir hinterher. Bin ich geschimpft worden! Weil weiß Gott was passieren hätte können und weil natürlich die Kühe an dem Tag durch die ganze Aufregung viel weniger Milch gegeben haben. Ich sage dir, der Teufel war los. Mir ist buchstäblich nichts anderes übrig geblieben, als deine alten Ohrenschützer aufzusetzen, sonst wäre ich glatt taub geworden!“, behauptete er allen Ernstes.

Toni schüttelte den Kopf. „Du leistest dir ja allerhand. Die armen Kühe.“ „Ach was. Die Kühe haben sich längst wieder beruhigt, mich solltest du bemitleiden. Bei jeder Gelegenheit wird mir die Geschichte vorgehalten und Jessas, zu spät heim kommen wir heute auch noch. Oma, Opa, auf geht's!“ Im Nu waren sie weg, nicht ohne einen baldigen weiteren Besuch zu versprechen. „Ich rufe vorher an!“, hatte die Oma gerufen, als sie in Roberts Auto einstieg.

Sie hielt ihr Versprechen, rief bald danach an. Im Laufe einiger Wochen bürgerte es sich ein, dass sie Lotte mindestens zweimal pro Woche am Abend, wenn die Schwiegereltern im Stall waren, antelefonierte und sich erkundigte, wie es ihnen denn ging. Dann hielten Lotte und Oma einen kleinen Ratsch.

Oma berichtete detailliert über wichtige und unwichtige Vorkommnisse auf dem Hof, im Dorf und in der Verwandtschaft und Lotte ihrerseits. Es war wie eine Nachrichtenbörse, so dass sie beiderseits über alles Neue stets informiert waren. Mindestens jede zweite Woche, meistens am Sonntag, ließen sich Oma und Opa zudem von Robert zu Toni und Lotte in die Wohnung fahren.

► Fortsetzung folgt

Andrea Sommerer:
Große Liebe
im Gegenwind

© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54274-9



Gezielt helfen mit einer Stiftung

Viele Menschen wünschen sich, dass ihr Vermögen nach ihrem Tod Gutes bewirkt. Die Caritas-Stiftung Deutschland unterstützt sie dabei, diesen Wunsch zu realisieren. Im Interview erklärt Stiftungsdirektorin Natascha Peters, welche Möglichkeiten sich dafür bieten.

Frau Peters, was raten Sie Menschen, die mit ihrem Vermögen nachhaltig Gutes tun wollen?

Wir halten es für das Beste, ein schriftliches Testament aufzusetzen. Darin lässt sich genau festlegen, was die Erben erhalten, zum Beispiel die Partner, Kinder oder Enkel, und welcher Teil des Vermögens für das humanitäre Engagement vorgesehen ist. Dafür wiederum empfiehlt es sich, im Testament ein Vermächtnis einzurichten, mit dem die Einzelheiten definiert werden.

Reicht ein handschriftliches Testament aus?

Im Prinzip genügt das. Aber wir machen die Erfahrung, dass es in vielen Fällen sinnvoller ist, sich mit einem Notar oder einer Notarin zu beraten und gemeinsam die Urkunde aufzusetzen. Wir helfen



▲ Stiftungsdirektorin Natascha Peters.
Foto: CSD/M. Nonnenmacher

Menschen, die sich für ein stifterisches Engagement interessieren, gerne mit Informationen und zeigen ihnen die vielfältigen Möglichkeiten auf, die sich ihnen unter unserem Dach bieten.

Welche sind das zum Beispiel?

Man hat bei uns mehrere Möglichkeiten, um mit seinem Vermögen karitative Zwecke zu unterstützen. Man kann mit seinem Vermächtnis die soziale Arbeit der Dachstiftung unterstützen. Wenn man dies unter dem eigenen Namen

oder im Andenken an eine nahestehende Person tun möchte, kann man dafür einen eigenen Stiftungsfonds einrichten. Weiter gibt es das Stifterdarlehen. Dabei stellt man der Dachstiftung zu Lebzeiten einen beliebigen Betrag als Darlehen zur Verfügung und verzichtet auf die Zinsen. Gleichzeitig kann man testamentarisch festlegen, dass diese Summe nach dem Ableben in eine Zustiftung verwandelt wird. Schließlich besteht die Möglichkeit, eine eigene Treuhandstiftung zu gründen und diese dann testamentarisch zu bedenken.

Ist die Gründung einer Stiftung nicht sehr kompliziert?

Überhaupt nicht! Wir unterstützen die Menschen bei allen Formalitäten. Und um Ihre nächste Frage gleich vorwegzunehmen: Es sind auch keine hohen Geldbeträge erforderlich. Als Gründungskapital reichen bereits wenige tausend Euro. Dieses Grundkapital kann anschließend mit dem testamentarischen Vermächtnis aufgestockt werden.

Muss eine Treuhandstiftung bereits zu Lebzeiten gegründet werden?

Nein. Es gibt unter unserem Dach auch

Stiftungen, die erst nach dem Tod der Stifterin oder des Stifters mit dem Vermächtnis errichtet wurden. In diesen Fällen wurde der Stiftungszweck im Testament festgelegt und wir befolgen ihn entsprechend – oft im engen Kontakt mit den Angehörigen. Sie wählen dann im Sinne der Verstorbenen die zu fördernden Projekte aus.

Welche Vorteile hat eine eigene Stiftung?

Mit einer Stiftung können Sie genau bestimmen, wo und wem Sie helfen möchten. Sie haben die Gewissheit, dass Ihr Engagement auch nach Ihrem Ableben in Ihrem Sinne fortgeführt wird. Unter dem Dach der Caritas-Stiftung Deutschland bieten sich ungeheuer viele Möglichkeiten, sich im In- oder Ausland zu engagieren. Deswegen ist die eigene Treuhandstiftung ein ausgesprochen individueller Weg, um dauerhaft Gutes zu tun.

Kontakt:

Caritas-Stiftung Deutschland
Ansprechpartnerin: Monika Pitz
Telefon: 0221/9410028

Internet:

www.menschlichkeit-stiften.de

HELFEN SIE MIT IHRER ZUSTIFTUNG

Teilen Sie
Ihr Glück.



Verschaffen Sie Ihrem Wunsch nach einer menschlicheren Welt eine Stimme. Unterstützen Sie die Arbeit der Caritas-Stiftung Deutschland mit Ihrer Zustiftung.

Kontonummer für Zustiftungen:
IBAN: DE79 3702 0500 0001 0434 00
bei der Bank für Sozialwirtschaft

Caritas-Stiftung Deutschland
Werthmannstr. 3a in 50935 Köln
menschlichkeit-stiften@caritas.de
Telefon **0221/94 100-20**
www.menschlichkeit-stiften.de

Stiften Sie
Menschlichkeit



caritas
stiftung

DEUTSCHLAND

„O Mensch, lerne tanzen!“

Cha-Cha-Cha und Co. sorgen für gute Laune und verlangsamen den Alterungsprozess

Die Lieblingsmusik laut aufdrehen – und schon kann es losgehen. Sich zu rhythmischen Klängen zu bewegen, hebt sofort die Stimmung und hält zudem fit. Tanzen bietet eine willkommene Ablenkung, der man notfalls auch alleine frönen kann. Wohl auch deshalb hat die #Jerusalem-DanceChallenge im vergangenen Jahr so viele Menschen bewegt, gemeinsam mit anderen – und dem nötigen Abstand – gegen den Corona-Blues anzutanzten.

Wenn ein einladender Rhythmus erklingt, ist es kaum noch möglich, Körper und Füße still zu halten, wie Julia F. Christensen, Psychologin am Max-Planck-Institut Frankfurt, bestätigt. Die begeisterte Tango-Tänzerin kennt den Grund für diese Bewegungsfreude: Im Gehirn seien die Nervenzellen, die für Hören und Bewegung zuständig sind, „miteinander gekoppelt“, Töne würden im Gehirn sozusagen in Bewegungsimpulse übersetzt. „Wenn wir Musik hören, können wir oft gar nicht anders, als uns zu bewegen.“

Ein Grundbedürfnis

Tanzen ist offenbar über alle zeitlichen und kulturellen Grenzen hinweg ein Grundbedürfnis des Menschen; die Freude daran scheint in den menschlichen Genen verankert zu sein. Schon auf Höhlenzeichnungen sind tanzende Menschen zu sehen. Im Tanz fühlen sich Menschen eins mit der Musik, mit sich selbst, den Mitänzern und mitunter sogar



▲ Während der Sonntagsmesse in der Kirche Sainte-Anne de Kassai in Bangui (Zentralafrikanische Republik) singen und tanzen die Gläubigen. Schon Augustinus hat eine Lobeshymne auf den Tanz verfasst. Fotos: KNA

mit Gott. So kann die Bewegung zur Musik auch eine spirituelle Komponente haben. Tanzende Derwische bemühen sich etwa, durch die unendlich vielen Drehbewegungen Raum und Zeit zu vergessen und sich mit der Schöpfung zu verbinden.

Auch das Christentum kennt den Tanz – zur Ehre Gottes. König David und Moses Schwester Mirjam sollen getanzt haben, ebenso Teresa von Ávila, Franz von Assisi und Hildegard von Bingen. Schon der Kirchenvater Augustinus hat im vierten

Jahrhundert eine Lobeshymne auf den Tanz verfasst, die in dem Satz gipfelt: „O Mensch, lerne tanzen, sonst wissen die Engel im Himmel mit dir nichts anzufangen.“ Tanz „befreit den Menschen von der Schwere der Dinge, bindet den Einzelnen zu Gemeinschaft“, heißt es in seinem „Lob des Tanzes“. Dieser „fordert und fördert: Gesundheit und klaren Geist“.

Die beste Medizin

Was Augustinus intuitiv spürte, bestätigen inzwischen wissenschaftliche Studien: die Ausschüttung von Glückshormonen, bessere Kondition und Koordination, gesteigertes Körper- und Selbstbewusstsein, sinkendes Stressempfinden, gemilderte Depressionen, verlangsamter Alterungsprozess von Körper und Geist. In vielen Kulturen ist der Tanz laut Psychologin Christensen ein Teil von Heilungsritualen. Mit „Tanzen ist die beste Medizin“ hat sie einen Bestseller gelandet.

Umso mehr Spaß macht die gesunde Freizeitbeschäftigung mit Partner und in Gesellschaft Gleichgesinnter. Allein in Deutschland gibt es rund 1600 Tanzschulen. Längst werden dort nicht nur die klassischen Gesellschaftstänze angeboten, sondern auch neue Tanzformen wie Irish Dance, West Coast Swing oder Breakdance. Dennoch ist auch der Paartanz weiterhin und wieder sehr

beliebt – von argentinischem Tango bis Wiener Walzer.

Christensen nennt einen angenehmen Nebeneffekt: „Es gibt kaum eine andere körperliche Betätigung, die so viel Körperkontakt und Nähe erfordert“ – gerade in Zeiten, in denen strikte Abstandsregeln gelten, sehnen sich die Menschen nach Berührungen. Spiegelneuronen sorgen dafür, dass sich die Körper synchron bewegen und sich wortlos abstimmen. Auf der Tanzfläche passiere „viel Spannendes zwischen Bauch und Kopf, zwischen Herz und Gehirn“.

Digitale Angebote

Umso mehr litten Tanzbegeisterte, als sie coronabedingt auf dieses Vergnügen mit Gleichgesinnten verzichten mussten. Tanzschulen wie die von Jörg Riemer im norddeutschen Wedel haben der Corona-Zeit mit digitalen Angeboten getrotzt, denn „die Branche litt schon extrem“. Riemer hat sich bemüht, mit Online-Kursen seine „Bestandskunden bei Laune zu halten“. Im März hat er außerdem mit 30 anderen Tanzschulen aus ganz Deutschland einen Online-Weltrekord im Cha-Cha-Cha aufgestellt. 1400 Paare – 2800 Personen – nahmen daran teil. Das zeigt: Auch auf dem heimischen Parkett kann man eine heiße Sohle hinlegen.

Angelika Prauß



◀ April 2020: Krankenhauspersonal in Schutzkleidung tanzt auf der Intensivstation mit Covid-19-Patienten des Krankenhauses San Filippo Neri in Rom. Für einen kurzen Moment lassen sie die enorme Belastung, den Stress, die Trauer und die Sorgen hinter sich und genießen einen unbeschwerteren Augenblick.



beziehungsweise

Kleines Gespräch – große Wirkung

Der vielgescholtene, weil oberflächliche Small Talk ist sehr viel besser als sein Ruf



►
Zwei Männer bei
der hohen Kunst
des Plausches.

Foto: pxby666/
Pixabay

Wer ein Netz von Freunden, Bekannten und hilfsbereiten Nachbarn knüpfen möchte, muss auf andere zugehen. Aber was tun, wenn im richtigen Moment – einmal wieder – die richtigen Worte fehlen? Kann man sich irgendwie vorbereiten? Ja, man kann! Mit ein wenig Übung lassen sich die ersten Gesprächshürden durchaus nehmen. Und im Laufe der Zeit kann das sogar richtig Spaß machen.

Nehmen wir als Beispiel einen Yoga-Kurs: Die Matten liegen überall auf dem Boden, die anwesenden Frauen und Männer plaudern fröhlich – niemand bemerkt die Frau, die erstmals und leicht verunsichert den Raum betritt. Sie sucht sich einen Platz, macht die Übungen und verlässt den Raum am Ende der Stunde, ohne mit irgendwem ein Wort gewechselt zu haben. Das ist in Ordnung, wenn sie nur Yoga machen wollte. Aber wenn es ihr Ziel war, durch den Kurs neue Menschen kennenzulernen, geht sie wohl eher enttäuscht nach Hause.

Wie man lernt, auch in ungewohnten Situationen die richtigen Worte zu finden, haben die Kommunikations-Expertinnen Doris Martin und Karin Boeck in ihrem Klassiker „Small Talk – Die hohe Kunst des kleinen Gesprächs“ bereits vor über 20 Jahren beschrieben. Was sie damals betonten, hat auch heute Bestand: Mit überflüssigem Party-Geschwätz hat Small Talk wenig zu tun. Seine wahre Bedeutung schlummert unter der Oberfläche.

Hilfe beim Beschnuppern

Die kleinen Gespräche rund um Wetter, Kleidung, Kinder & Co. schaffen persönliche Verbindungen. Sie helfen beim Beschnuppern, zeigen uns Gemeinsamkeiten und führen nicht selten zu neuen Freundschaften. Gerade nach einem Umzug, einem Arbeitsplatz-Wechsel oder nach einer Trennung muss ein neuer Freundes- und Bekanntenkreis aufgebaut werden – ob zum Informationsaustausch, zur gegenseitigen Hilfe oder einfach zum Ratschen.

Gelegenheiten dazu gibt es – manche auch in Pandemie-Zeiten – vielerorts: an der Bäcker-Theke, im Wartezimmer des Kinderarztes, beim Gassi-Gehen oder Walken im Park, beim Singen im neuen Chor, beim Trainieren im Sportverein oder einfach nur vor dem Kühlregal im Supermarkt.

Orte und Worte

Was aber tun, wenn der Mund im richtigen Augenblick wie zugepappt ist? Ein paar Standardfloskeln – zu Hause vorbereitet – bieten eine gewisse Sicherheit. „Kommen Sie auch öfter her?“ „Ist das nicht ein schöner Tag/Platz/Raum/Duft?“ „Haben Sie eine Idee, wo ich ... finde?“ Das und Ähnliches erleichtert den Einstieg an jedem Ort. „Wagen Sie den ersten Schritt“, empfiehlt Doris Martin. Um beim oben gewählten Kurs-Beispiel zu bleiben: Treten Sie in Blickkontakt zu der Person auf der Yoga-Matte neben Ihnen, lächeln Sie und beginnen Sie ein unverbindliches Gespräch mit den genannten Einstiegsfloskeln.

Ist die erste Hürde genommen, läuft das Gespräch meist wie von selbst. Bemerkungen über die geschmackvolle Gestaltung des Yoga-Raumes oder die ansehnliche Parklandschaft bieten sich genauso an wie höfliche Fragen nach den Regeln im Fitnessstudio, schönen Spazierwegen am See oder die berühmte Anspielung auf das Wetter und den damit verbundenen Wochenendausflug. Um eventuelle Gemeinsamkeiten auszuloten und etwas mehr Nähe herzustellen, sollte man ab und zu ein paar Informationen über die eigene Person einstreuen – solange dem Gesprächspartner genug Raum für eigene Ausführungen bleibt.

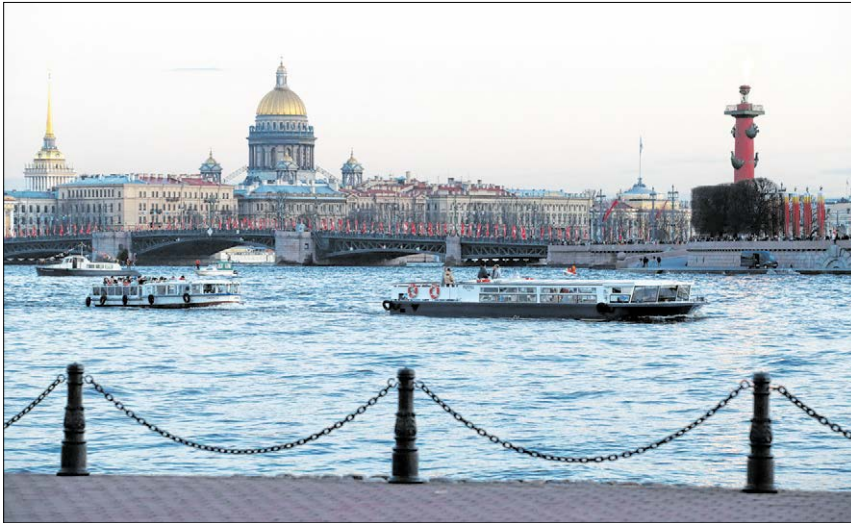
In Erinnerung bleiben

Für einen guten Eindruck beim Small Talk sorgt schließlich auch der richtige Abgang. Haben sich beide gut verstanden, beendet man das Gespräch vielleicht mit einem „Es war schön, sich mit Ihnen zu unterhalten. Vielleicht treffen wir uns hier mal wieder?“ Oder nach mehreren spontanen Treffen auch mit einem: „Wir könnten uns ja mal zum Kaffeetrinken treffen?“ Allerdings sollte solche Einladungen nur aussprechen, wer es wirklich ernst meint.

Um Freundschaften zu schließen und Netzwerke zu knüpfen, braucht es schließlich auch die entsprechende Nachbearbeitung. Eingehaltene Zusagen (beispielsweise die versprochene Info oder WhatsApp-Nachricht) als auch ein gutes Gedächtnis, das nicht nur den Namen des Gegenübers, sondern vielleicht auch noch sein größtes Hobby gespeichert hat (zur Not daheim auf einem Zettel), helfen, die neu erworbenen Kontakte zu pflegen und in guter Erinnerung zu bleiben.

Inga Dammer

Die Autorin ist Theologin, Diplom-Pädagogin sowie systemischer Coach und arbeitet in der Psychologischen Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen in Augsburg.



▲ Petersburg, Stadt an der Newa mit wechselndem Namen. Foto: Imago/ITAR-TASS

Vor 30 Jahren

Zurück zum alten Namen

Leningrad verschwindet per Sowjetdekret von der Karte

Als „Venedig des Nordens“, „Babylon des Schnees“ oder „Stadt der Revolutionen“ wurde sie beschrieben, Puschkin nannte sie „das Tor nach Europa“: Sankt Petersburg, Symbol von Glanz und Untergang der Zarenzeit, wurde mit vielen Beinamen und Ehrentiteln bedacht. Darüber hinaus erlebte die Metropole gleich mehrfach die Änderung ihres offiziellen Namens – Spiegel einer bewegten Geschichte.

Im Frühjahr 1703 eroberten russische Truppen die schwedische Garnison Nyenschanz an der Newa. Zar Peter der Große wusste nur zu gut um die enorme strategische Bedeutung der Mündung jenes Stromes: Er befahl, auf der Haseninsel mitten im Newa-Delta eine Bastion anzulegen, welche später als Peter-und-Pauls-Festung berühmt werden sollte.

Am 16. Mai 1703 begannen die Arbeiten an dem neuen Marine- und Handelsstützpunkt. Bei der Namensgebung ließ sich der Zar von seinem Schutzpatron, dem Apostel Petrus, inspirieren. Weil er ein Bewunderer der niederländischen Seemacht war, trug die Neugründung zunächst keinen russischen, sondern den holländischen Namen „Sankt Piterburch“. Jene Stadt, die ab 1712 auch offiziell als neue Hauptstadt das rückständige Moskau ablöste, entstand allerdings in einer trostlosen Sumpflandschaft: Es bedurfte ungeheurer Anstrengungen, die Wälder zu roden, den Boden mit Pfahlbauten zu befestigen und das steinerne Baumaterial über enorme Strecken herbeizuschaffen. Zehntausende Arbeiter starben unter den katastrophalen Bedingungen.

Die Elite dachte nicht daran, Moskau zu verlassen, und so wurde 1708 Hunderten von Adeligen und Beamten per Zarenerrlass die Umsiedlung befohlen. Ab 1724 tauchte in offiziellen Dokumenten immer häufiger der deutsche Name „Sankt Peterburg“ (ohne Genitiv-s) auf, ein Tribut an die große deutsche Gemeinde am Zarenhof. In akademischen Kreisen sprach man von „Petropolis“.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 galt in Russland schlagartig alles Deutsche als zutiefst verhasst. Zar Nikolaus II. befahl erstmals eine Umbenennung ins Russische, in „Petrograd“ (wörtlich: Peterstadt). 1917 wurde sie zum Schauplatz der Oktoberrevolution. Dann verlor sie unter den Bolschewiki ihren Status als Hauptstadt an Moskau.

1924 – fünf Tage nach dem Tod Lenins – fiel der Beschluss, sie abermals umzubenennen, in „Leningrad“. Während sich ihre Einwohner nie so recht an „Petrograd“ gewöhnen mochten, identifizierten sich doch viele mit der „Heldenstadt Leningrad“, so genannt nach der 871-tägigen deutschen Belagerung im Zweiten Weltkrieg, der über eine Million Menschen zum Opfer fiel.

Nach dem Untergang des Kommunismus forderten viele die Rückkehr zum christlichen Namen: In einer Volksabstimmung vom 12. Juni 1991 votierten 54 Prozent dafür. Auch der Stadtrat stimmte mit großer Mehrheit zu. So erhielt die zweitgrößte Stadt Russlands, die viertgrößte Europas, per Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjet der UdSSR vom 6. September 1991 ihren alten Namen Sankt Petersburg zurück.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

4. September

Ida, Rosalie

Beim Absturz eines US-amerikanischen Verkehrsflugzeugs in Alaska kamen vor 50 Jahren alle 111 Insassen ums Leben. Die Boeing 727 prallte bei schlechtem Wetter gegen einen Berg (siehe auch Foto unten).

5. September

Mutter Teresa

Trotz zeitweiser Rückschläge war es ein Meilenstein für ein friedliches Miteinander und den Minderheitenschutz: Vor 75 Jahren unterzeichneten Italien und Österreich auf der Pariser Friedenskonferenz erstmals ein Südtirol-Abkommen, das letztlich in der weitgehend autonomen Region mündete.

6. September

Magnus, Theobald

Räuberführer und Wildschütz Matthias Klostermayr, genannt der „bayerische Hiasl“, wurde 1771 in Dillingen hingerichtet, nachdem er die Obrigkeiten der damals sehr kleinteiligen Herrschaftsgebiete lange an der Nase herumgeführt hatte. Als eine Art Robin Hood genießt er große Popularität.

7. September

Otto von Freising, Judith

Leistungen, „die im Bereich der politischen, der wirtschaftlich-sozialen und der geistigen Arbeit dem Wiederaufbau des Vaterlandes dienen“: Sie hatte Bundespräsident Theodor Heuss (1884 bis 1963) mit dem 1951 gestifteten Bundesverdienstkreuz im Blick. Als erstes wurde es

einem Bergmann verliehen, der zwei Kumpel gerettet hatte.

8. September

Mariä Geburt, Adrian

Erst 16 Jahre alt war Margaret Gorman, als sie vor 100 Jahren den Schönheitswettbewerb von Atlantic City gewann. Bewertet wurden athletischer Auftritt, Aussehen und positive Ausstrahlung. Nachträglich wurde die 1,53 Meter große Margaret zur Miss America 1921 gekürt.



9. September

Otmar, Petrus Claver

Im Beisein von Heinrich dem Löwen (1130 bis 1195) wurde vor 850 Jahren der Schweriner Dom geweiht, der als Meisterwerk der „deutschen Backsteinromanik“ gilt.

10. September

Nikolaus v. Tolentino



Vor 100 Jahren kam Alfred Bengsch in Berlin-Schöneberg zur Welt. 1962 bis zu seinem Tod 1979 prägte er als Erzbischof und Kardinal mit Sitz in Ost-Berlin das Verhältnis zwischen Kirche und DDR. Er trotzte der deutschen Teilung, indem er die Einheit seines Bistums Berlin pflegte. Vom SED-Staat grenzte er sich klar ab.

Zusammengestellt v. Johannes Müller; Fotos: Imago/Everett Collection, KNA



▲ Am Tag, an dem in Alaska 111 Menschen bei einem Absturz starben, erschien der Überschalljet Concorde als Stern am Flugzeughimmel: Vor 50 Jahren überquerte ein Prototyp erstmals den Atlantik. Ein Absturz am 25. Juli 2000, der riesige Spritverbrauch samt enormer Kosten und Lärm sorgten 2003 fürs Ende des hoffnungsvoll gestarteten französisch-britischen Prestigeobjekts.

Foto: Imago/robertharding

SAMSTAG 4.9.

▼ Fernsehen

- 17.20 RBB: **Unser Leben.** Alkohol – Teufelszeug und Stimmungsmacher.
 18.45 MDR: **Glaubwürdig.** Der 70-jährige Schriftsteller Benedikt Dyrlich aus der Lausitz setzt sich für die sorbische Kultur ein.
 19.20 3sat: **Alles nur geklaut?** Das koloniale Erbe der Museen. Doku.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Sabine Lethen, Essen.
 18.05 DKultur: **Feature.** Goldene Hochzeit. In den Erzählungen des Jubelpaares spiegelt sich die deutsche Geschichte.

SONNTAG 5.9.

▼ Fernsehen

- 9.30 MDR: **Ökumenischer Gottesdienst** zur Bundesgartenschau in Erfurt.
 20.15 ARD: **Polizeiruf 110.** Bis Mitternacht. Elisabeth Eyckhoff ist neu bei der Münchner Kripo und hat es direkt mit einem Serienmörder zu tun. Krimi.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** „Sind wir nicht gerufen, Menschenfischer zu sein?“ Als Bischof auf einem Rettungsschiff.
 10.30 Horeb: **Heilige Messe** aus der Pilgerkirche Schönstatt in Vallendar. Zelebrant: Pater Lothar Herter.

MONTAG 6.9.

▼ Fernsehen

- 20.15 ZDF: **Im Netz der Camorra.** Matteo führt mit seiner Familie ein Weingut in Südtirol. Nach 20 Jahren holt ihn seine dunkle Vergangenheit ein, als ein Mafioso auftaucht. Thriller, Ö/It/D 2021. Teil zwei am Dienstag.
 23.05 ARD: **Die geheimen Meinungsmacher.** Wie wir im Wahlkampf manipuliert werden. Reportage.

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Dietmar Rebmann, München. Täglich bis einschließlich Samstag, 11. September.
 18.30 DKultur: **Weltzeit.** USA – Die unbekannteste Rettungsgeschichte. Weitere Sendungen der Reihe „11. September – Ein Tag, der die Welt veränderte“ am Dienstag („Afghanistan“), Mittwoch („Chile“) und Donnerstag („Indien“).

DIENSTAG 7.9.

▼ Fernsehen

- 20.15 Arte: **Die Klasse von 09/11.** Bei einem Grundschulbesuch erfährt US-Präsident Bush vor 20 Jahren von den Terroranschlägen in New York.
 22.15 ZDF: **37 Grad.** Ein Hauch von Leben. Sternenkinder und ihre Eltern.
 18.30 DKultur: **Feature.** Die beste Tochter der Welt. Wenn Kinder ihre Eltern pflegen.

MITTWOCH 8.9.

▼ Fernsehen

- 19.00 BR: **Stationen.** Freiheit, Liebe, Handicap. Wenn behinderte Kinder erwachsen werden.
 20.15 3sat: **Seelen im Krisenmodus.** Doku über Ängste in der Coronazeit.
 22.45 BR: **Verlorene Seelen.** Die Kinder des IS.

▼ Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Dass auch der Geist beten soll. Glaube und Bildung bei Romano Guardini.

DONNERSTAG 9.9.

▼ Fernsehen

- 20.15 Arte: **Wildes Neuseeland.** Durch seine isolierte Lage brachte Neuseeland eine eigene Tier- und Pflanzenwelt hervor. Doku.
 22.30 HR: **Warum?** Schlechte Jobs in der Altenpflege.

▼ Radio

- 18.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Das Ende der Unschuld. Jugendliche Straftäter.

FREITAG 10.9.

▼ Fernsehen

- 11.05 3sat: **Ein Vater kämpft um seine Kinder.** Peters russische Ehefrau ist nach der Trennung mit den beiden gemeinsamen Söhnen in Russland untergetaucht. Reportage.

▼ Radio

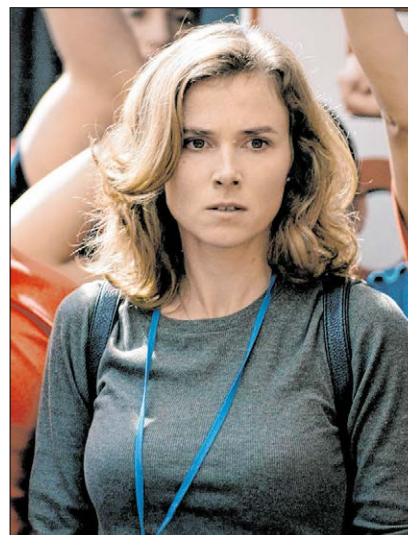
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Literatur.** Der 11. September und die Literatur.
 ☞: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Die Anschläge aus deutscher Sicht

11. September 2001: Die Fernsehbilder des in Flammen stehenden Pentagons und der einstürzenden Türme brennen sich ins Weltgedächtnis ein. Die Angst vor einem Dritten Weltkrieg macht die Runde – und die bange Frage, ob Deutschland ähnliche Attacken zu erwarten hat. Nach der erstmaligen Ausrufung des Nato-Bündnisfalls werden Soldaten der Bundeswehr in den Kampfeinsatz gegen die Taliban geschickt. Der Einsatz in Afghanistan beginnt – und wird 20 Jahre dauern. Die Dokumentation „**Deutschland 9/11**“ (ARD, 10.9., 22.15 Uhr) blickt zum 20. Jahrestag aus deutscher Perspektive auf die Anschläge. Foto: Brbb/ARD/Andrea Booher/FEMA News



In den Unruhen nach dem Kosovokrieg

Kosovo 1999. Die Nato hat Serbien bombardiert. Die Kosovo-Albaner feiern „ihren Sieg“ über die „serbischen Unterdrücker“. Die Tragikomödie „**Kill me today, tomorrow I'm sick**“ (ARD, 5.9., 23.35 Uhr) erzählt von der Medienmanagerin Anna (Karin Hanczewski) aus Deutschland, die wie Tausende Andere von der Internationalen Gemeinschaft abgesandt wurde, um beim Aufbau der Demokratie mitzuhelfen. Wenn Anna im Kosovo wirklich etwas erreichen will, muss sie zu schmutzigen Tricks greifen. Ausgerechnet der bosnische Gauner Plaka soll ihr dabei helfen.

Foto: BR/Preview Enterprises/SWR

Auf den Spuren von Dantes Höllentrip

Vielzitiert und selten gelesen: Der 700. Todestag 2021 ist Anlass, Dante Alighieri und sein Universalwerk „Die Göttliche Komödie“ neu zu entdecken. Der italienische Filmemacher Adolfo Conti reist in der Dokumentation „**Höllentrip und Himmelfahrt**“ (Arte, 8.9., 22.10 Uhr) mit Dantes Worten und Augen durch Italien, begegnet der Schönheit der Kunst und der toskanischen Landschaft, Naturgewalten und einem dramatischen Lebenslauf. Dantes Höllentrip beginnt 1302. Er ist 37 Jahre alt und hat schon alles erlebt: eine unglückliche Liebe, blutige Schlachten und nun die Verbannung aus der Heimatstadt Florenz als politisch Unliebsamer.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
 Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.



Hummel Bommel und die Zeit

Hummel Bommel und ihre Eltern warten auf Oma Hummel am Bahnhof. Doch der Bummelzug hat wieder einmal Verspätung. Ungeduldig fragt sich Bommel, warum die Zeit manchmal schnell und ein anderes Mal langsam vergeht. Um sich die Zeit zu vertreiben, schaut sich die kleine Hummel am Bahnhof um und trifft auf andere Insekten, die versuchen, Antworten auf Hummel Bommels Frage zu geben.

Emil Einstein schlägt Bommel vor, aus dem lästigen Warten einfach eine sinnvolle Pause zu machen. Denn: Zeit ist kostbar – das sagt die Eintagsfliege. Oma Hummel meint, dass man Zeit zwar nicht festhalten kann, dass es aber Momente in unserem Leben gibt, die wir für immer im Herzen bewahren. Bommel weiß nun: Zeit ist etwas sehr Wertvolles, Es kommt darauf an, was man aus ihr macht und mit wem man sie verbringt.

Wir verlosen drei CDs. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworts und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
8. September

Über das Playmobil Spaßbad aus Heft Nr. 33 freut sich:

Josefa Jäckle,
86491 Ebershausen

Die Gewinner aus Heft Nr. 34 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

gewöhnlich, üblich	▽	Pauschal-tarif (engl.)	▽	Kurzmit-teilung (Kw.)	▽	Echo in großen Räumen	▽	Vertei-diger beim Judo	▽	röm. Früh-lings-göttin	▽	orienta-lische Kopf-be-deckung	▽	pelziges Tierkleid
▶						Auf-forde-rung	▶							▽
junges Pferd		Schnell-sendung		Volks-kunde,-musik	▶					1				
Pariser U-Bahn (Kw.)	▶	▽			4	latei-nisch: Löwe	▶					Wiking-erführer		7
englisch, franzö-sisch: Luft	▶							wirklich	▶					
▶														Haft
Frauen-kurz-name	ein Wochen-tag							Nieren-abson-derung		Figur d. griech. Mytho-logie			Gegner Luthers, † 1543	▽
franz. Schrift-steller, † 1857	▶	▽												
▶				Prüfung im Latei-nischen								Schiffs-zubehör		Wappen-tier
Neffe von Abraham (A.T.)		Initialen des Autors Lenz	▽	ein Raub-fisch	▽			amerik. Sprinter, Leroy		japani-scher Reiswein	▶			
ein US-Geheim-dienst	▶	▽		poetisch: Unwahr-heit	▶					Erdzeit-alter			Hohn	9
▶								Heide-kraut-gewächs	▶					
		6												
nicht verderb-lich		musli-mischer Name für ‚Jesus‘		Bewoh-ner des Kantons Uri	▶							Substanz der Gene (engl.)		Honig-wein
deutsch für ‚Mono-gamie‘	▶	▽						5	Ziffern-ken-nung (engl.)		großes Kirchen-bauwerk	▶		2
frühere deutsche Auto-marke	▶			3	Beitrag zum Unter-halt	▶								
				10										
Hirsch-art	▶									eine Schach-situation	▶			



1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 10:
Saiteninstrument
Auflösung aus Heft 34: **PRAELUDIUM**

	R		M		M				
M	A	H	A	G	O	N	I	S	A
U	R	U	C	K	S	A	C	K	U
S	T	E	I	N	A	L	T	H	A
M	O	S	T					U	N
M	A							L	E
A	D	E				S	A	H	N
T	A	T						M	E
M								T	U
S	T	A	K	E		E		R	S
A	R	G	L	I	S	T		M	I
A	V	A	E	P	A	P	A	G	E
E	E	K	A	R	T	K		T	M
R	E	S	T	E	P	E	T	Z	
N	A	R	G	U	S	A	U	G	E
L	E	G	U	A	N	A	L	P	R

„Meine Frau hätte da eine Reklamation bezüglich der gestern bei Ihnen gekauften bequemen Schuhe!“

Illustrationen:
Jakoby



Erzählung

Im Grandhotel

Das Grand Hotel heißt Grand Hotel, Park-Hotel, Excelsior, Eden, Esplanade oder ähnlich. Es steht in irgendeinem Land und ist exterritorial. In seinem Inneren kann man 20 Jahre leben, ohne zu wissen, ob man sich in der Schweiz befindet oder auf der Insel Wak-Wak. Denn das Grand Hotel ist ein Stück vom souveränen Reiche der Grand Hoteliers und wird auch nach den Gesetzen dieser Nation regiert.

Der Grand Hotelier trägt auch im heißesten Sommer ein Oberhemd mit langen Ärmeln. Er ist eine repräsentative Erscheinung. Bisweilen scherzt er gepflegt mit den Gästen in mehreren Sprachen.

Die Oberkellner arbeiten am lebenden Objekt und versorgen es mit Nahrung. Währenddessen unterziehen sich die Gäste der Aufgabe, wie artige Kinder dazusitzen und zugleich ein weltmännisches Gesicht zu machen, was sehr schwer ist. Voll Eifer bemühen sie sich, das Wohlwollen des Oberkellners zu erringen. Bald haben sie herausgefunden, welches seine Muttersprache ist, und reden ihn dann nur noch in dieser an. Sie studieren die Frage, wie man Trinkgeld auf die feinste Weise an ihn los wird. Der Oberkellner dankt dem geschulten Gast für seine Aufmerksamkeiten durch ein menschliches Lächeln oder dadurch, dass er ihm die Speisekarte erklärt.

Die Speisekarte des Hotels ist nämlich geheimnisvoller als moderne Lyrik. Kein Mensch kann ahnen, was mit „Potage à la Semiramis“, „Assiette Richelieu“ oder „Coup Voronzeff“ gemeint ist. Der Oberkellner weiß es: Kartoffelsuppe, Mohrrüben und Vanilleeis.

Der Pianist des Grand Hotels sitzt am Flügel in der Halle. Er ist mit gediegener Eleganz gekleidet und stellt äußerlich eine interessante Mischung zwischen Bankdirektor und Dichter dar. Er spielt gedämpft. Alles im Grand Hotel ist gedämpft, Musik, Teppiche, Türen, Sessel, Gespräche, Hausdiener und Zimmermädchen. Selbst das Essen ist gedämpft.

Die Rechnung ist auch gedämpft. Der Oberkellner bringt sie auf einem Teller, den er diskret an seinen Magen drückt, so dass niemand durch den peinlichen Anblick einer Rechnung beleidigt werden kann. Das Erledigen einer solchen Intimität verlangt die allgedämpfteste Behandlung. Der Ober schiebt den Teller delikat auf den Tisch und zieht sich wieder zurück. Der Gast wirft einen gefassten Blick auf das Papier, sieht hinweg über sämtliche Rubriken, als wären sie Luft, und stellt nur die Endsumme fest, denn nur diese ist bedeutend, sogar sehr bedeutend. Er lässt keinerlei Gemütsbewegung erkennen, er sucht den Betrag zusammen und legt ihn



auf die Rechnung. Sobald dies geschehen ist, taucht der Oberkellner wieder auf, ergreift unauffällig den Teller, wobei sein Daumen das Geld festhält, macht eine Verbeugung und zeigt die qualvolle Miene eines Edelmannes, den das Leben zu niedrigen Geschäften nötigt.

Wer sich so weit vergisst, im Grand Hotel von Geld zu sprechen, ist einem Rüpel vergleichbar, der sich in der Halle die Nägel schneidet, und der Ruf des Hauses leidet schrecklich unter ihm.

Auch die Gäste sind gedämpft. Sie sitzen stilvoll in der Halle und passen sich an. Sie haben die Sprache des Grand Hotels angenommen und nennen das Mittagessen Lunch. „Wo lunchen wir morgen?“, sagen sie,

„lunchen wir hier oder nehmen wir einen Lunchbeutel mit?“ Sie sind alle Millionäre, auch diejenigen, die daheim am Küchentisch zu „lunchen“ pflegen. Der Genius des Grand Hotels will es so. Da sitzen die gedämpften Millionäre, geschmackvoll verteilt auf die vornehmen Sessel, und pflegen der gedämpften Langeweile.

Die Beherztesten unter ihnen aber machen sich davon. Draußen, verborgen vor den Blicken der Herren Oberkellner, schlagen sie unfein und listig den Weg zur nächsten Schenke ein, wo sie sich an rohen Tischen niederlassen und einen Liter Wein aus dem Fass bestellen. Sie trinken, lachen vulgär und erholen sich vom Grand Hotel.

Text: Hellmut Holthaus; Foto: gem

Sudoku

		8	6		1		3	2
3		7					4	5
6	9	2			7			4
9	3	4	1	6				
	7		4			3	9	1
	8	5	9	7		2		6
4	5	1		3	9			
			5	1	8	4	6	
8	6			4		5	1	7

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 34.

			7	4		6		1
3	6	1		2				
		8	1	6		2		
1	8							7
		2	3	7	6			
	5					3	4	
		5				9	4	3
8	3				7			
9				4		2	8	



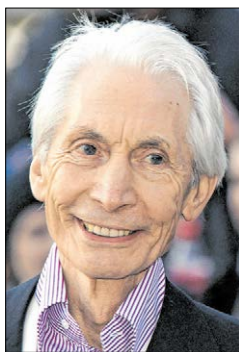


Hingesehen

Papst Franziskus hat das Engagement des internationalen Hilfsvereins „Lazarus“ gelobt. Dieser könne der Welt ein Beispiel in Sachen „sozialer Freundschaft“ geben, schrieb er in einer am vorigen Samstag veröffentlichten Botschaft. „Auch wenn die Welt auf Dich herabschaut, bist Du wertvoll. Du zählst viel in den Augen des Herrn“, hieß es darin. Der Redetext wurde bei einem Empfang im Vatikan an ausgewählte Mitglieder der Organisation übergeben. Statt – wie eigentlich vorgesehen – seine Ansprache zu halten, plauderte der Papst lieber spontan mit den Gästen. Anlass der Begegnung war das zehnjährige Bestehen des Vereins. Dessen Ziel ist es, junge berufstätige Erwachsene mit Obdachlosen in gemeinsamen Wohnprojekten zusammenzubringen. *Text/Foto: KNA*

Wirklich wahr

Die Papst-Zeitung „Osservatore Romano“ hat den verstorbenen Schlagzeuger Charlie Watts als „das andere Gesicht der Rolling Stones“ gewürdigt. Watts sei ein Mann gewesen, „der nicht reden muss, sondern einfach handelt“, heißt es in einem Nachruf auf den am 24. August verstorbenen Musiker. Ohne das Fundament von Watts’ Solidität und Verlässlichkeit hätten Frontmann Mick Jagger und Gitarrist Keith



Richards nie ihre musikalischen und theatralischen Eskapaden entfalten können. Charles Robert „Charlie“ Watts, der 1963 zu den Stones stieß, sei in seinem ganzen Leben ein „Symbol dieser widersprüchlichen und kreativen Jahre“ gewesen. Der Ehemann und Vater habe eine andere Seite jener „Musikwelt repräsentiert, die die Welt verändert hat“. Er wurde 80 Jahre alt. *KNA*
Foto: Imago/APress

Zahl der Woche

1,2

Millionen Minijobbern in Deutschland droht wegen fehlender Rentenansprüche die Altersarmut. Denn gut die Hälfte der rund 2,3 Millionen geringfügig Beschäftigten zwischen 25 und 65 Jahren zahlt nicht in die Rentenkasse ein. Dies geht aus einer Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage der Linksfraktion hervor. Den betroffenen Minijobbern bleibe damit im Rentenalter nur der Bezug der sozialen Grundsicherung (Hartz IV), hieß es.

Minijobs sind nach Ansicht der Linksfraktion häufig kein „Sprungbrett“, sondern entwerteten bestehende Qualifikationen und böten zudem „im Krisenfall keinerlei sozialen Schutz“.

Laut der Bundesregierung waren im Juni 2020 rund 7,3 Millionen Menschen geringfügig beschäftigt. 58 Prozent von ihnen waren Frauen. Die meisten Minijobber waren im Gastgewerbe, im Handel und in anderen Dienstleistungen tätig. *epd*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952
Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
Geschäftsführer:
Johann Buchart
Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels
Redaktion: Dr. Peter Paul Bornhausen, Victoria Fels, Romana Kröling, Lydia Schwab, Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreislise Nr. 38 vom 1. 1. 2021.

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice: 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise:
Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfe besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Einer der größten Hits der Rolling Stones heißt ...

- A. Mandy
- B. Barbara Ann
- C. Angie
- D. Michelle

2. Was zeigt das berühmte Logo der Rolling Stones?

- A. zwei blaue Augen
- B. eine herausgestreckte Zunge
- C. zwei zum Siegeszeichen erhobene Finger
- D. ein violettes Ohr

8 2 ' 1 : unsog

Herr, öffne mir Ohren und Mund!

„Gott mit allen Sinnen suchen“ (Ignatius von Loyola) – und zu sich selber finden

Wie ist das, wenn das Gehör nachlässt und man nicht mehr richtig versteht? Man bekommt nicht mehr alles mit. Man versteht falsch. Die Welt beginnt sich zu entfernen und unverständlich zu werden. Was hat er gesagt? Was ist los? Ich würde mich so gern am Gespräch beteiligen, aber man will ja nicht ständig bitten, das Gesagte zu wiederholen. Daher redet man manchmal Falsches und Unpassendes. Die Menschen um einen herum antworten so, als sei man nicht schwerhörig, sondern schwer von Begriff. Irgendwann sagt man am liebsten gar nichts mehr.

Ein Mann, der Jesus vorgestellt wird, ist noch viel schlimmer dran, denn er war wohl taub von Geburt an und konnte nicht richtig reden (siehe Mk 7,31–37, in dieser Ausgabe Seite 10).

Als Menschen sind wir ausgestattet mit unseren Sinnesorganen. Durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten nehmen wir also unsere Umwelt wahr. Oft werden unsere Sinne geradezu bombardiert mit Eindrücken: Ständig gibt es etwas zu hören, zu sehen, zu machen und zu fühlen, so dass die kleinen Dinge des Lebens darin förmlich untergehen. Oder wir verfälschen unsere Sinne bewusst mit lauter Musik und Alkohol. Stress hinterlässt bei vielen Menschen einen Tinnitus.

Heilung braucht Distanz

„Effata – Öffne dich!“ Mit diesen Worten berührte Jesus „einen, der taub war und stammelte“, und sogleich öffneten sich dessen Ohren, seine Zunge wurde von ihrer Fessel befreit, und er konnte richtig reden. Jesus nimmt den Gehörlosen von der Menge weg, weil Heilung oftmals eine Distanz zu meinen Alltagsgeräuschen und meinen Lebensmustern braucht. Jesus nimmt den Tauben nicht nur von der Menge weg, sondern auch vom Lärm, und führt ihn in die Stille.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt der Caritas Stiftung Deutschland, Köln, und Herbstprospekt von St.-Benno-Verlag GmbH, Leipzig. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



▲ Einübung: Zwei Benediktiner der Erzabtei St. Ottilien bekreuzigen sich Ohren und Mund.

Foto: Br. Elias König OSB

Wir sind vielleicht nicht taub, aber wir hören wie durch einen Filter nur das, was wir zu hören gewohnt sind. Jesus berührt den Menschen. Glaube vollzieht sich nicht nur im Kopf, sondern muss unter die Haut gehen, eben über unsere Sinne. Durch die Berührung geschieht Heilung. Besinnung ist keine denkerische Leistung, sondern die Bereitschaft, sich auf das einzulassen, was durch die Sinne in uns eingeht.

Es kommt im Leben nicht so sehr darauf an, was herauskommt, sondern was in mich hineinkommt. Wer seine Sinne wie Antennen ausfährt, erlebt mehr, fühlt sensibler, schmeckt intensiver, hört, riecht und sieht aufmerksamer.

Gott – mit allen Sinnen

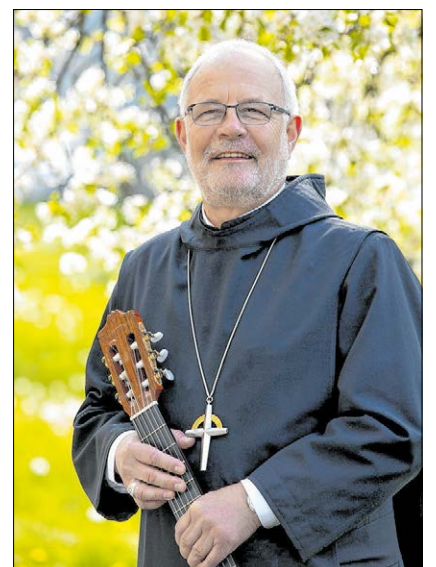
Wenn wir von unseren „Sinnen“ reden, dann ist das sehr stark mit dem Wort „Sinn“ verwoben. Der Sinn des Lebens muss zuerst erlebt werden, bevor er überdacht werden kann. Wer an die Gottesfrage herangeht, muss die Sinne schärfen. Es geht nicht nur um die Frage: Was kann ich durch die Sinne erreichen, sondern auch: Was kann mich durch die Sinne erreichen? Gott kommt durch die Sinne zu uns. Gott wird er-schaut, er-hört, er-spürt, er-grif-

fen, ja sogar er-schmeckt. Der heilige Ignatius von Loyola drückt es in seinem Leitspruch so aus: „Gott mit allen Sinnen suchen – Gott in allen Dingen finden.“ Es geht darum, mit allen Sinnen zur Wahrnehmung zu kommen. Im Unterschied zum Nachdenken oder Problemlösen ist das kein aktives Handeln, sondern ein sogenanntes kontemplatives Geschehen. Was den Geist bewegt, drücken die Sinne aus – was die Sinne vermitteln, kostet der Geist.

Ein Schlüsselwort

„Herr, öffne meine Lippen, damit mein Mund dein Lob verkünde.“ Mit diesem Psalmvers (Ps 51,17) beginnt bei uns im Kloster das erste Gebet am Morgen, und wir machen dabei mit dem Daumen der rechten Hand ein Kreuz auf die Lippen. Bei der Taufe sagt der Priester dem Täufling zu: „Der Herr öffne dir Ohren und Mund!“ Dabei bekreuzigt er die

Ohren und den Mund. Ein Schlüsselwort verbunden mit einem sinnlichen Zeichen: Öffne mich, damit das Gute in mir zur Entfaltung kommt! Das Kreuzzeichen auf den Lippen will mich auch daran erinnern, meinen Mund geschlossen zu halten, wenn das, was da heraus will, nicht gerade seinem Lob dient. Vielleicht wäre es in Zukunft ja auch sinnvoll, unsere Ohren zu bekreuzigen, denn das erste Wort der Regel Benedikts lautet: „Höre!“ Wäre das nicht auch ein sinnliches Zeichen, um Ihren Tag zu beginnen?



Kontakt:

Unser Autor Wolfgang Öxler OSB ist der siebte Erzabt von St. Ottilien. Seine Adresse: Erzabtei 1, 86941 St. Ottilien, Telefon 08193/71-211, E-Mail: wolfgang@ottilien.de



DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

*Das Nachlassen der Kräfte ist ein Hilfsmittel, um besser zu beten. Die Entspannung verscheucht die Spinnweben aus dem Geist.
Mutter Teresa*

Sonntag, 5. September
Jesus nahm den Tauben beiseite, legte ihm die Finger in die Ohren und berührte dann die Zunge des Mannes mit Speichel; danach sagte er zu ihm: Éffata!, das heißt: Öffne dich! (Mk 7,32ff)

Diese Woche wird das Sehen, Berühren und Hören thematisiert. Ein Dreiklang, der die heilende Gegenwart Jesu und unseren Auftrag zum Klingen bringt. Die Voraussetzung liefert der heutige Schrifttext: Éffata – Öffne dich! Lassen wir uns dieses Wort heute neu sagen.

Montag, 6. September
Er sah sie alle der Reihe nach an und sagte dann zu dem Mann: Streck deine Hand aus! Er tat es, und seine Hand war wieder gesund. (Lk 6,10)

Aufmerksame Blicke sind im heutigen Evangelium entscheidend. Jesus sieht den bedürftigen Menschen mit der verdorrten Hand – und heilt. Die Pharisäer schauen mit Argwohn auf den Gesetzesbrecher, denn Jesus heilt verbotenerweise am Sabbat. Mit welchen Augen schaue ich?

Dienstag, 7. September
Alle Leute versuchten, ihn zu berühren; denn es ging eine Kraft von ihm aus, die alle heilte. (Lk 6,19)

Die Menge um Jesus spürt seine besondere Kraft. Es reicht den Menschen nicht aus, ihn zu hören – sie wollen ihn berühren und ihm nahekommen, weil sie auf seine Heilung hoffen. Wie nahe gehe ich an Jesus heran? Mit welcher Hoffnung schaue ich auf ihn?

Mittwoch, 8. September
Mariä Geburt
Dem Josef erschien ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. (Mt 1,20)

Die heilige Crescentia definiert eine Vision als „ein Schauen mit den Augen der

Seele durch den Glauben“. Das hilft mir, den Traum des heiligen Josef besser zu verstehen. Was ergreife ich mit den Augen der Seele? Und wie verändert sich dadurch mein Handeln?

Donnerstag, 9. September
Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist! (Lk 6,36)

Gleiches mit Gleichem aufzuwiegen oder gar auf den eigenen Vorteil schauen ist nicht die Blickrichtung Jesu. Was heißt das konkret in meinem Alltag?

Freitag, 10. September
Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; dann kannst du versuchen, den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen. (Lk 6,42)

Blind sein meint bei Lukas, sich über den anderen zu erheben, zu meinen, etwas Besseres zu sein, es besser zu wissen, nicht zuletzt in Glaubensdingen. Eine solche Haltung entlarvt Jesus sofort. Auf welche blinden Flecken will er mich hinweisen?

Samstag, 11. September
Ein Mensch, der zu mir kommt und meine Worte hört und danach handelt, ist wie ein Mann, der ein Haus baute und dabei die Erde tief aushob und das Fundament auf einen Felsen stellte. (Lk 6,47f)

Heute vor 20 Jahren erschütterte der Anschlag auf das World Trade Center die ganze Welt – Terror und Krieg beherrschen bis heute die Schlagzeilen. Auch die zerstörerischen Naturkatastrophen der letzten Wochen kommen mir beim heutigen Evangelium in den Sinn. Jesus bekräftigt: Wenn wir auf ihn schauen, auf ihn hören, auf ihn bauen, dann bleibt unser innerstes Haus der Seele vor jeder äußeren Gewalt bewahrt – heil.



Schwester M. Daniela Martin ist Franziskanerin des Crescentiaklosters Kaufbeuren. Sie leitet als Pastoralreferentin die katholische Jugendstelle Kaufbeuren.

Ihr Geschenk für Jugendliche!

YOU! MAGAZIN

www.youmagazin.com

Begeisterung wecken – YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben – YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken – Verschenken Sie YOU! Das Magazin erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.



Ja, ich verschenke YOU!Magazin

Bestellcoupon

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

- Einzelheft 2,90 EUR
 Schnupperabo* 7,00 EUR
 Jahres-Abo* 14,70 EUR
* nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____ E-Mail _____

IBAN _____ BIC _____

Zahlung per Bankeinzug gegen Rechnung

Datum _____ Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an:

Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice,
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53,
Telefax 0821/50242-80, E-mail: info@youmagazin.com